

einem zunehmend technisch-wissenschaftlich geprägten Zeitalter lesen. Reiseberichte scheinen in ihrer Funktion, Medium und Motor von populärwissenschaftlichen Prozessen zu sein, vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse bisher unterschätzt und weiter zu untersuchen – bezogen auf Wissen(-schaften) im Allgemeinen und die ›Verwissenschaftlichung des Fremden‹ im Besonderen.

## V.2. Die Ordnung der ›Fülle‹ zwischen Supertext und Joseph Dahlmanns *Indischen Fahrten*

Wie bereits in Abschnitt I angekündigt, verfolgt dieses Kapitel eine doppelte Zielsetzung: Zum einen geht es um einen *Einblick* in das spezifische Verhältnis *eines* Einzeltexts zum Supertext. Zum anderen wird ein sehr auffälliges topisches *Einzelphänomen* herausgegriffen und genauer betrachtet, nämlich die ›Fülle‹. Sie wird als ein auf Widerstände im Rekonstruktionsprozess hinweisender ›Marker‹ verhandelt und in ihrem Status als Super-Topos begründet.<sup>205</sup>

Ausgehend von der Analyse beider *Topiken* sowie der Clusteranalyse lassen sich bereits mehrere Befunde zur ›Fülle‹ als Ausgangspunkt für die folgenden Betrachtungen zusammenfassen: Die ›Fülle‹ ist auffallend rekurrent im Supertext – sowohl innerhalb der Reiseberichts- als auch in der *Indien-Topik*. Allerdings funktioniert sie in keiner der beiden *Topiken* als Topos. In der zusammenfassenden Betrachtung aller *Fülle*-Rekurrenzen vor der Folie beider *Topiken* lassen sich stattdessen zwei hauptsächliche Erscheinungsformen differenzieren: Zum einen tritt sie quasi stellvertretend für andere Topoi auf, die sie in einem gegebenen Kontext substituieren kann. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn die ›Fülle‹ als *Maßlosigkeit*, als *Vielfalt* oder als *Chaos* funktionalisiert wird.<sup>206</sup> Zum anderen tritt die *Fülle* in einer Art von Kollokation auf, wenn sie mit anderen Topoi – beispielsweise in Form der *Paradies-Fülle* und *Farb-Fülle* – kombiniert wird. Diese beiden Erscheinungsformen – die *Substitution* eines Topos im Paradigma der ›Fülle‹ sowie die *Kombination* der ›Fülle‹ im Syntagma mit weiteren Topoi zu ›Fülle‹-Kollokationen – verweisen auf ihren besonderen Status und begründen, warum im (Re-)Konstruktionsprozess virulente ›Widerstände‹ in der Einordnung der ›Fülle‹-Rekurrenzen existieren. Den Phänomenkomplex der ›Fülle‹ näher zu untersuchen, verspricht Erkenntnisgewinn über das Verhältnis verschiedener Ebenen im Kontext der Topik als Heuristik – nicht zuletzt in Bezug auf die Frage, inwiefern eine Hierarchisierung topischer Phänomene in ausgewählten Fällen sinnvoll und notwendig sein kann.

---

zwischen populären Reiseberichten und Forschungsreiseberichten unterscheiden (wobei rezeptionsgeschichtliche Fragen in der Definition des Supertexts viel stärker in den Blick zu nehmen wären, als es im Rahmen dieser Studie realisiert wurde).

- 205 Es werden demnach der 7. und der 8. Operationalisierungsschritt der abstrahierten, idealtypischen Reihenfolge im Folgenden darstellungsmäßig ineinander verschränkt. Vgl. I.3.2.3. Die Verbindung aus einfachen Anführungszeichen und Kursivierung (›Fülle‹) markiert typographisch den besonderen Status des Super-Topos.
- 206 Derartige Substitutionen weisen selbstverständlich inhaltliche Nuancen auf, welche kausale oder andere Relationen mit sich führen, beispielsweise insofern die *Fülle* innerhalb der *Indien-Topik* als ›Effekt‹ des *Chaos* oder der *Zersplitterung* funktionalisiert sein kann.

In der darstellungslogischen Verschränkung zweier Fokussierungen (Einzeltext und topisches Einzelphänomen) soll exemplifiziert werden, dass sich die ›Fülle‹-Rekurrenzen als zentrales Charakteristikum des Supertexts interpretieren lassen. Zugleich wird deutlich, dass jeder Einzeltext in einem spezifischen Verhältnis zum Supertext steht. Diese Deutung hat mehrere Dimensionen, die zugleich die ›Konjunktur‹ der ›Fülle‹ im Supertext begründen: Indem die ›Fülle‹-Rekurrenzen differenziert auf verschiedenen Ebenen beobachtet und gedeutet werden, wird zugleich ihr Status als Super-Topos plausibilisiert und darüber auch das Phänomen des Super-Topos exemplifiziert.<sup>207</sup> Mehrere Deutungsansätze für die ›Fülle‹-Rekurrenzen werden unterschieden: (1.) Die Konjunktur der ›Fülle‹ um 1900 wird in ihrer *ästhetisch-rhetorischen Dimension* diachron ausgeleuchtet, denn als transhistorisches Phänomen weist ›Fülle‹ eine lange Tradition auf. Dies ermöglicht es, die Diachronizität des Wirkens von Topoi sowie angrenzender Phänomene exemplarisch zu beleuchten. (2.) Des Weiteren lässt sich eine *kognitive Dimension* der ›Fülle‹-Rekurrenzen ausmachen, welche insbesondere auf ihre im Paradigma anzusiedelnden Überlagerungen mit den Topoi der *Mannigfaltigkeit* sowie der *Überwältigung* innerhalb der *Reiseberichts-Topik* zusammenhängen. (3.) Die *imaginative Dimension* ist mit einem Deutungsansatz verbunden, der die ›Fülle‹-Rekurrenzen – vor dem Hintergrund des FÜLLE-Clusters innerhalb der *Indien-Topik* – in ihrer Funktion für die Konstruktion des Imaginärtraums ›Indien‹ begreift. Die bemerkenswerten Häufungen der ›Fülle‹ im Supertext zeigen sich in dieser Perspektive als grundlegend für die Alteritätskonstruktion: ›Indien‹ wird in diversen Variationen ›Fülle‹ zugeschrieben. (4.) Die ›Fülle‹-Rekurrenzen werden schließlich in ihrer *epistemologisch(-historisch)en Dimension* gedeutet als Hinweis auf eine Bewältigungsstrategie, nämlich das ›(szientifisch-)typologische Denken‹, welches die ›Fülle‹ um 1900 zu beherrschen versucht.

Ausgehend von einer näheren Betrachtung der ›Fülle‹-Rekurrenzen des Supertexts im Verhältnis zu jenen für Dahlmanns Text charakteristischen Argumentationsmustern (vgl. V.2.1.) werden zunächst die diachrone Tiefe und zugleich die um 1900 beobachtbare Konjunktur der ästhetisch-rhetorisch-topischen Dimension der ›Fülle‹ dargelegt (vgl. V.2.2.). Die Rekurrenzen des Super-Topos werden im Folgenden tendenziell synchron in ihren kognitiven, imaginativen und epistemologischen Dimensionen gedeutet (vgl. V.2.3.). Die durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte der ›Fülle‹ eröffnete diachrone Perspektive verdeutlicht wichtige Aspekte der ›Zirkularität‹ der Topik als Heuristik, die nicht nur in Bezug auf das Wechselspiel von Historik und Systematik, sondern auch in den Interdependenzen von Objekt- und Metasprache zu reflektieren sind (V.2.4.). Ausgehend von diesen komplexen Überlagerungen wird in einem Exkurs zu zwei Dahlmanns Reisebericht gewidmeten Forschungsbeiträgen dargelegt, welche Probleme bezogen auf Topoi und ›Forschungstopoi‹ zu beobachten sind (V.2.5.).

207 Die ›Fülle‹ strukturiert in ihrer Polyvalenz den Supertext: Sie hält ihn als Super-Topos zusammen. Das Konzept des Super-Topos wird demnach anhand der ›Fülle‹ in Verbindung mit einer method(olog)ischen Herleitung zugleich exemplarisch demonstriert.

## V.2.1. Die Ambivalenz der ›Fülle‹ zwischen Einzel- und Supertext

Einen zentralen Aspekt ihrer weitreichenden Wirksamkeit stellt die Ambivalenz der ›Fülle‹ – die teilweise genauer als Polyvalenz zu fassen ist – dar.<sup>208</sup> Es ergeben sich Ambi- und Polyvalenzen im Sinne von auf Inkohärenzen und Aporien basierenden Spannungsfeldern im jeweiligen Syntagma des Einzeltexts dadurch, dass widersprüchliche, einander eigentlich ausschließende Bewertungen in verschiedenen (über den Einzeltext distribuierten)<sup>209</sup> Aktualisierungen der ›Fülle‹ zutage treten. Diese sind gerade nicht – im Sinne vermeintlich konsistenter Lektüren – zu tilgen oder übergehen, sondern als neuralgische Punkte herauszustellen.<sup>210</sup>

Um die Besonderheit der ambivalenten ›Fülle‹ in Dahlmanns zugleich repräsentativem wie auch singulärem Text zu beschreiben und damit exemplarisch darzulegen, werden zunächst die ›Fülle‹-Rekurrenzen im Supertext dieser Studie genauer betrachtet. Auf dieser Basis lässt sich das Verhältnis von Einzel- und Supertext in der Analyse- und Interpretationspraxis demonstrieren und näher ausloten. Im Sinne der ›Zirkularität der Topik‹ werden dabei teilweise abstrakte oder theoretische Überlegungen des Kapitels im Wechselspiel mit einer konkreten Praxis verknüpft, wobei deutlich wird, was sich über die Topik als Heuristik analytisch sichtbar machen lässt und worin ihr Mehrwert besteht.

### V.2.1.1. ›Fülle‹ im Supertext

Die ›Fülle‹ gehörte als *abundantia* der Natur bereits lange vor dem 19. Jahrhundert zum festen Repertoire der Indien-*Topik*. So sieht Dharampal-Frick in ihrer Studie zu deutschsprachigen Reiseberichten der Frühen Neuzeit »die Imagination der exotischen Abundanz des Landes in seiner Überfülle natürlicher und ökonomischer Ressourcen« als besonders relevant für die Konstruktionen eines »exotischen« Indien[s]«. <sup>211</sup> Die frühneuzeitlichen Aktualisierungen des *abundantia*-Topos, deren »am häufigsten wiederkehrendes Leitmotiv in der Zeichnung Indiens als eines von der Natur bevorzugten,

208 Diese betrifft zum einen die ihr als Topos inhärente Ambivalenz möglicher Aktualisierungen (vgl. Bornscheuer [1976a], S. 43 u.a.), die gemäß dem kombinatorischen Ansatz genauer als Polyvalenz zu bezeichnen ist, insofern sich Topoi dieser Studie ›in alle Richtungen‹–entfalten können. Der Begriff der Ambivalenzen wird gleichwohl präferiert, insofern dieser konventionell auch ›Mehr‹-, nicht nur ›Zwei-/Doppeldeutigkeit‹ impliziert und stärker Spannungsfelder, Inkonsistenzen, Dysfunktionales konnotiert.

209 Vgl. zur Funktionsweise der Distribution das Kapitel IV.2.

210 Es geht dezidiert weder um auf der Ebene der Textproduktion durch eine Wirkungsabsicht zu ›bändigende‹ noch um ›Kohärenz-stiftende‹ Ambivalenzen, welche in ›poetischer Literatur‹ ästhetischen Mehrwert produzieren können. Während in ›poetischer Literatur‹ bzw. ›Literatur im engeren Sinne‹ Kohärenz und Ambivalenz keine Antonyme darstellen (müssen) und gerade die ›Sinnkohärenz aus Ambivalenz‹ ein diesen Texten (und ihrem ästhetischen Wirken) eigenes Phänomen darstellen mögen (vgl. Abel/Blödorn/Scheffel [2009], S. 3 und S. 5), gestaltet sich der Zusammenhang im Hinblick auf Reiseberichte anders: Die hervorgehobene Ambivalenz von Topoi zeigt sich besonders innerhalb des Korpus mitunter erst im Gesamtzusammenhang des Texts und die damit verbundenen Kohärenzbrüche sind überwiegend keine, die ästhetischen Reiz produzieren oder als argumentativ-rhetorische Strategien zu tilgen sind.

211 Dharampal-Frick (1994), S. 109f.

mit einem außerordentlich fruchtbaren Boden und einem Überfluß natürlicher Reichtümer gesegneten Landes«<sup>212</sup> besteht, werden gesteigert: Die *abundantia* als ›natürliche Überfülle‹ tritt in stabiler Kollokation mit dem *Paradies*-Topos auf,<sup>213</sup> was wiederum »nicht nur naturale, sondern auch soziale und utopische Konnotationen, wie die [...] projizierte Idealvorstellung von einer begünstigten *conditio humana* in Indien [...]«<sup>214</sup>, aufruft. Neben die Faszination<sup>215</sup> für die ›natürliche Fülle‹ tritt bereits in der Frühen Neuzeit eine ökonomische Perspektive, wie sie sich in der Rede von Indien als ›Schatzkammer der Welt‹<sup>216</sup> beobachten lässt. Aber auch die ›Kehrseite‹ des ›Unzivilisierten‹<sup>217</sup> ist frühneuzeitlich rekurrent. So weist die Ambivalenz der *Paradies*-›Fülle‹ insgesamt eine lange Tradition auf.<sup>218</sup>

Einzelne Aspekte kehren, wie zu zeigen sein wird, in den Aktualisierungen des *Fülle*-Topos im 19. Jahrhundert relativ stabil wieder, andere Aspekte sind fast verschwunden<sup>219</sup> und wiederum andere neu hinzugekommen. Dass die ›Fülle‹-Rekurrenzen sich teilweise bemerkenswert stabil zeigen, verdeutlicht ein Auszug aus Daltons Reisebericht, aus dem die enge argumentative Verknüpfung von natürlichem und ökonomischem Reichtum hervortritt:

»Es giebt kaum ein zweites so reich ausgestattetes, nach jeder Seite hin fesselndes Land auf der weiten Erde wie Indien, so will mich bedünken, eine Welt für sich in dem unerschöpflichen Reichtum seines Bodens wie in der in sich abgeschlossenen, scheinbar unzugänglichen Bevölkerung seit Jahrtausenden nun schon und seit ebenso langer Zeit durch die Fülle seiner Erzeugnisse Schatzkammer für alle Welt.«<sup>220</sup>

212 Dharampal-Frick (1994), S. 121.

213 Vgl. Dharampal-Frick (1994), S. 122. Vgl. hierzu auch Dharampal-Frick (1991), S. 111.

214 Dharampal-Frick (1994), S. 123.

215 »Vom Beginn der Untersuchungsperiode an bezeugen die Berichte nicht nur die Gründlichkeit und oftmals den Enthusiasmus, mit denen ihre Verfasser eine große Fülle interessanter und wissenschaftlicher Einzelheiten über die einheimische Flora und Fauna mitteilen [...]« (Dharampal-Frick [1994], S. 153.)

216 Vgl. hierzu Dharampal-Frick (1994), S. 153.

217 »Bereits in der Frühen Neuzeit hat das über den ›Paradies‹-Topos aufgerufene »idealisierende[] Indienbild [...] auch eine Kehrseite. Denn neben der Projektion utopischer Züge findet sich [...] eine weitere Voraussetzung, die zur Stereotype in der Beschreibung außereuropäischer Völker werden sollte: Die paradiesische Lebensform ist zugleich ein primitiver Urzustand naiver Unwissenheit, der die kulturellen Errungenschaften der menschlichen Zivilisation vollkommen unbekannt sind.« (Dharampal-Frick [1991], S. 112.)

218 Dharampal-Frick konstatiert bereits für die frühe Neuzeit Ambivalenzen in der Konstruktion des ›exotischen Indiens‹: »Der Reflex des ›exotischen Indiens‹ in der interkulturellen Wahrnehmung durch das frühneuzeitliche Deutschland ist [...] äußerst heterogen, facettenreich und nicht ohne interne Widersprüche.« (Dharampal-Frick [1994], S. 173.)

219 Dharampal-Frick betont im Anschluss an Johannes Fabians Konzept des *denial of coevalness* die Anerkennung der ›Gleichzeitigkeit‹ der präkolonialen Berichte, die auch auf das wirtschaftliche Leben bezogen ist. Die ›Fülle‹ als ökonomischer Reichtum ist in der Frühen Neuzeit noch nicht auf die ›Pracht der Fürstenthöfe‹ und ähnliche Topoi verengt: »Generell erscheint Dynamik – im Gegensatz zu Stagnation – den Beobachtern als ein (nicht zuletzt durch ein funktionierendes Währungssystem gefördertes) Hauptmerkmal der indischen Ökonomie in dieser Spätphase der präkolonialen Epoche.« (Dharampal-Frick [1994], S. 170.)

220 Dalton (1899), S. 3f. Vgl. dazu auch die Variante der ›Vorratskammer‹ (Dalton [1899], S. 5).

Die ökonomische Perspektive, welche im ›Schatzkammer‹-Topos aufgerufen wird, tritt jedoch im Supertext insgesamt zurück hinter der Faszination für die ›Fülle‹ des *Paradieses*, der *Tropen* oder des *Dschungels* als ›Wachstums-Fülle‹. Die Kombination aus ›Fülle‹ und *Paradies* bedingt häufig Kollokationsbildungen mit Topoi des IRREALITÄTS-Clusters, insofern die *Wunder* oder der *Zauber* der ›natürlichen Fülle‹ gepriesen werden. Insbesondere mit der Insel Ceylon, der ›Perle der Tropen‹<sup>221</sup>, ist die »tropische Wachstumsfülle«<sup>222</sup> rekurrent verknüpft. Die ›Fülle der Formen‹ des ›tropischen Dschungels‹ überlagert sich mit *locus amoenus*-Darstellungen, in welchen zudem die ›Fülle des Lichts‹ eine wichtige Rolle spielt.<sup>223</sup> Die günstigen klimatischen Bedingungen ermöglichen ›Lebensfülle«<sup>224</sup> und ›Fruchtbarkeit«<sup>225</sup> und sind zugleich mit der ›Bedürfnislosigkeit‹<sup>226</sup> der Singhalesen als sogenannten *Natur-Menschen*<sup>227</sup> und der im ›Paradies‹ fast nicht nötigen Arbeit topisch verknüpft.<sup>228</sup> Ceylon ist das *Paradies* schlechthin, »[d]enn an wenigen Stellen [...] schüttet die gütige Mutter Natur aus ihrem reichen Füllhorne eine solche unerschöpfliche Fülle der edelsten Gaben ununterbrochen aus [...]«. <sup>229</sup> Die ›reichen Gaben‹

- 
- 221 Vgl. u.a. Dalton (1899), S. 2f.: »Da liegt sie ein zweitesmal vor dem trunkenen Auge in alle ihrer Zauberpracht und unsagbar schönen Lichtfülle, die Perle der Tropen, die Insel Ceylon. Der Anblick ist wiederum überwältigend. [...] Und dort am Ende des sorgfältig unterhaltenen Strandes mit seinen Ruheplätzen der schöne, dunkle Kokoshain, der längs dem Ufer sich hinzieht, in dessen Schatten die Europäer ihre Landhäuser gebaut und ihre Spielplätze wie daheim eingerichtet. Ja, was waren das damals für unvergeßlich schöne Tage wie in einer Traumwelt!«
- 222 Vgl. z.B. Halla (1914), S. 2: »Allmählich verliert sich die städtische Art durch eingesprengte tropische Wachstumsfülle [...]«.«
- 223 »Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffecte zu bewundern, welche der spielende Sonnenglanz auf den breiten zitternden Fiederblättern der edlen Cocos und ihren weißen, anmuthig gebogenen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den zarten frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fülle herrlicher Blumen, mit den ringsum spielenden Schmetterlingen wetteifernd durch riesige Größe, durch bunte Farbe, durch seltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch!« (Haeckel [1883], S. 63.) Vgl. auch Dalton (1899), S. 2.
- 224 Vgl. z.B.: »Denn inmitten dieser unübertroffenen Lebensfülle und unter dem beispiellos günstigen Einflusse der beständigen feuchten Hitze fangen auf dieser grünen Wunderinsel im dichtgedrängten Walde eine Menge der verschiedensten Pflanzen an zu klettern und sich an anderen zu Licht und Luft emporzuwinden.« (Haeckel [1883], S. 109f.)
- 225 ›Fruchtbarkeit‹ und ›Tropenlandschaft‹ treten kombiniert auf, z.B. in Form der »fruchtbarsten Tropenlandschaft« (Dalton [1899], S. 5).
- 226 Vgl. z.B. Dalton (1899), S. 5: »Ein Sechstel aller Menschen beherbergt die mütterliche Halbinsel. Denen sie seit Jahrtausenden, Jahrtausenden [sic!] Heimat geworden, die sind vollbefriedigt in ihren Grenzen; sie sehnen sich nicht nach anderer Herren Länder; das eigene Land bietet ihnen in reicher Menge, was sie wünschen und bedürfen.« Vgl. auch Haeckel (1883), S. 181: »Sind die Singhalesen auch gegen den Werth des Geldes keineswegs gleichgültig, so bedürfen sie dessen doch in weit geringerem Maße als die meisten übrigen Völker der Erde.«
- 227 Vgl. z.B. Zimmer (1911), S. 239: »Wir verweilten dort unter den zutraulichen und doch äußerst bescheidenen Naturmenschen geraume Zeit und nützten die Gelegenheit, ihre Art, Sitten und Gebräuche zu beobachten. [...] Der Lebensunterhalt wächst dem Volk in den Mund, es braucht nicht mit dem Boden um Nahrung zu ringen und für teure Zeiten in den Scheunen zu sammeln.«
- 228 Vgl. Haeckel (1883), S. 182f.
- 229 Vgl. u.a. Haeckel (1883), S. 181.

beziehen sich – in Kollokation mit der ›Fülle‹ – überwiegend auf organisches Wachstum, seltener explizit auf das Vorhandensein von Metallen oder Edelsteinen.<sup>230</sup>

Die ›Fülle‹ tritt – in Kombinationen mit dem *Paradies-Topos*, aber auch unabhängig von diesem – außerdem rekurrent als ›Üppigkeit‹ auf. Auch die ›Üppigkeit‹ wird ambivalent sowohl mit negativen als auch positiven Konnotationen verwendet. Die Verknüpfung von ›Üppigkeit‹ und ›Paradieshaftigkeit‹ zu in der Regel positiv besetzten ›üppigen Landschaften‹ ist rekurrent und häufig kombiniert mit *locus amoenus*-Darstellungen.<sup>231</sup> Insbesondere in den Kollokationen mit dem *Idylle-Topos* oder auch als *locus amoenus* verliert die ›Fülle‹ ihre ›Indien‹-Spezifik und funktioniert vordergründig als ein Element der Reiseberichts-*Topik*.<sup>232</sup> Dies lässt sich zurückbinden an die in V.1.4. dargelegten Wechselwirkungen des in beiden *Topiken* vertretenen *Paradies-Topos* und des jeweils für beide *Topiken* – wenngleich unterschiedlich ausdifferenziert – (re-)konstruierten NATUR(-RÄUME)-Clusters.

Die Ambivalenz der ›Üppigkeit‹ zeigt sich besonders in der ›Fülle wilder Natur‹, also zumeist bezogen auf den ›üppigen Urwald‹, wobei eine derartige Verknüpfung von ›Über-)Fülle‹ und ›Üppigkeit‹ zunächst keinen bedrohlichen Charakter aufweist, sondern häufig positiv besetzt ist.<sup>233</sup> Diesem zumeist positiv konnotierten, ›friedlichen Paradies‹ steht jedoch die ›Bedrohlichkeit‹ der ›Überfülle‹ entgegen. So kann beispielsweise die »Fülle interessanter und wunderbarer Pflanzen [...] fast beängstigend«<sup>234</sup> wirken. Dabei liegt keineswegs immer eine klare Bewertung der ›Fülle‹ vor: Die Faszination des ›Üppigen‹ und ›Wuchernden‹ zeigt sich stellenweise von unauflösbarer Ambivalenz durchdrungen.<sup>235</sup> Als ›wuchernde Natur‹ ist die ›natürliche Fülle‹ allerdings häufiger negativ besetzt.

230 In dieser Hinsicht bildet Dalton (1899), S. 5f. eher eine Ausnahme: »Die kostbarsten Erze und Edelsteine reichen seit uralten Tagen die Berge mit verschwenderischer Hand dar; der fruchtbare Boden ist in weiten Gebieten unerschöpflich in Hervorbringung der wertvollsten Pflanzen zumeist der Tropenwelt; ihre üppige Fülle macht Indien zu einer der ergiebigsten Vorratskammern der Erde.«

231 »Gärten mit hohen Kakteen und Kokospalmen schatten an der Landseite des Heiligtums und über das smaragdne Wasser des geweihten Teiches winkt wundervoll die weiße, fünfstöckige Pyramidenpagode des Königs mit ihren entzückenden Glorietten an den vier Ecken der üppigen Insel.« (Halla [1914], S. 40)

232 Die Grenzen der beiden zentralen Konstellationen sind fließend, insofern der *Paradies-Topos* als ein zentrales Element sowohl der Indien- als auch der Reiseberichts-*Topik* fungiert. Vgl. dazu ausführlicher V.1.4.

233 »Prächtige Pandanus und Agaven rahmen das *Panorama* auf das Tiefland *malerisch ein*, dessen laue Lüfte uns anhauchen, und nach einigen Kehren und Schlingen erscheinen auch schon die ersten Reisfeldstufen und Bananenpflanzungen, während nüchterne Teesträucher auch hier an breiten Berghängen und Mulden mit immer *üppigerem Urwald* in den tiefgerissenen Tälern wechseln, bis dieser schließlich Alleinherrscher wird. Aus dem Dickicht des ›Tarai‹ ragen einzelne hünenhafte Stämme ganz von Lianen umspinnen empor. *Eine Überfülle wilder Natur!*« (Halla [1914], S. 97f.; Herv. M. H.)

234 Abegg (1902), S. 22.

235 Vgl. z.B.: »Aber diese landschaft! Über alle begriffe üppig! Ins ungeheure gewachsen und überwuchert. Die vorstellung vom paradies drängt sich gewaltsam auf. Wie müssen diese wälder, berge, tiefen täler mit den hochragenden, weitgreifenden riesenbäumen, diese undurchdringlichen überblühten dickichte erst im abend aufbrechen – zu einer fabelpracht ohne beispiel.« (Lechter [1912], unpaginiert; 28. Oktober.)

Die ›Fülle‹ wird jedoch in bemerkenswerter Rekurrenz auch – losgelöst von der bisher beschriebenen Tradition der ›natürlichen‹ und/oder ›paradiesischen‹ *abundantia* – in Bezug auf das kulturelle Leben und die Kunst ›Indiens‹, beispielsweise die Architektur,<sup>236</sup> aktualisiert und dabei bis hin zu einer Rede von »üppigster indischer Art«<sup>237</sup> generalisiert, die dann auf sehr unterschiedliche Gegenstände bezogen werden kann. Besonders häufig ist beispielsweise das ›märchenhafte‹ Leben der Fürstenhöfe mit ›Üppigkeit‹ verknüpft.<sup>238</sup> Die ›Fülle‹ gewinnt hier noch einmal eine ökonomische Dimension, jedoch nicht als ›Schatzkammer‹, sondern in Form der *Pracht* der Fürstenhöfe, mithin auch in Form der ›Verschwendung‹, welche mit dieser einhergeht.

Außerdem treten die drei Topoi des *Chaos*, der *Vielfalt* und der *Farben* als Elemente der *Indien-Topik* als Substitut der ›Fülle‹ auf, weswegen diese unter dem FÜLLE-Cluster subsumiert werden.<sup>239</sup> Im Hinblick auf die *Farb-›Fülle‹* ergeben sich Verstärkungen aufgrund der Präsenz des *Farben-Topos* innerhalb beider *Topiken*.<sup>240</sup> Dies kann außerdem mit der aus der *Zersplitterung* Indiens hervorgehenden Heterogenitäts-›Fülle‹ verschränkt sein – auch *ex negativo* als ›Mangel an Einheit‹ oder als negativ konnotierte Aktualisierung der *Vielfalt*.<sup>241</sup> Häufig ergeben sich gerade in Verbindung mit dem zwischen FÜLLE- und KOLONIALISMUS-Cluster anzusiedelnden Brückentopos der *Vielfalt* Kollokationen zwischen den beiden Clustern.

Doch die ›Fülle‹-Rekurrenzen sind nicht nur über die bereits dargelegten Funktionen innerhalb der *Indien-Topik* zu erklären, sondern auch maßgeblich in der *Reiseberichts-Topik* anzusiedeln. Eine besondere Rolle spielt dabei das WAHRNEHMUNGS-Cluster, insbesondere die beiden Topoi der *Überwältigung* und der *Mannigfaltigkeit*. In den Aktualisierungen der *Überwältigung* strömt die ›Fülle‹ quasi ins Subjekt hinein. Dagegen wird die ›Fülle‹ in den *Mannigfaltigkeits*-Rekurrenzen im ›Außen‹ verankert, womit die Bewegung also vom Subjekt ins Objekt verläuft. Die Aktualisierungen der ›Fülle‹ im Supertext wurden deswegen in die beiden genannten Topoi ausdifferenziert, insofern es sich um sehr unterschiedliche, argumentativ dynamische Kristallisationspunkte handelt.<sup>242</sup>

236 Vgl. z.B. Halla (1914), S. 169.

237 »Dieser [ein Porticus] vertieft sich gegenüber dem Haupteingange zur alten, vieleckigen Fürstenhalle, die ockergelb und mattrot in *üppigster indischer Art* und mit den sich immer wiederholenden Phantasielöwen, paarweise in aufgebäumter Stellung, über den Hufeisenbogen geschmückt ist.« (Halla [1914], S. 42; Herv. M. H.)

238 »Einer der zahlreichen Palasträume, die wir durchheilen, zeigt Spuren vielfarbiger Bemalung in der Art des Alcazar in Sevilla. Dazu *träume* man sich den *fabelfhaften Glanz* der Teppiche und Seidenstickereien, der den reichsten Despotenhof Asiens schmückte, von indischen Perlen, funkelnden Edelsteinen und gleißenden Waffen und man hat ein Bild von dem *üppigen Leben dieses Fürstentums*.« (Halla [1914], S. 137; Herv. M. H.)

239 Vgl. z.B. die Formulierung des »indischen Rassengewimmel[s]« (Garbe [1889], S. 138).

240 Diese Dopplung und wechselseitige Verstärkung ist analog zu den Rekurrenzen der *Paradies-›Fülle‹* aufzufassen.

241 Vgl. z.B. Hengstenberg (1908), S. 94: »In Ihrem Geistesleben sind keine einheitlichen Grundzüge vorhanden, ihre Charaktere sind zu verschieden.«

242 Diese formieren allerdings kein eigenes Cluster, sondern sind innerhalb des WAHRNEHMUNGS-Clusters zu verorten.

Die innerhalb der Reiseberichts-*Topik* besonders virulente *Mannigfaltigkeit* der ›Fülle des zu Schauenden‹<sup>243</sup> manifestiert sich dabei als eine ›Fülle von Eindrücken‹, die ganz unterschiedlich bewertet wird. Die ›Fülle‹ wird beispielsweise in Kombination mit dem *Chaos-Topos* oder dem *Überwältigungs-Topos* aktualisiert und kann positiv konnotiert sein.<sup>244</sup> Doch »fesseln[d] reizvolle[s] Durcheinander«<sup>245</sup> kann umschlagen in ein ›Zuviel an Eindrücken‹<sup>246</sup>, ins ›Ungeheuerliche‹: »Die Fülle der Farben, die sich dem erfassenden Blick aufdrängen, ist ungeheuerlich, die Vielfältigkeit der Formen macht ganz wirr [...].«<sup>247</sup> Häufig bleibt die ›Fülle‹ als ›Verwirrende‹ ambivalent – zugleich herausfordernd und reizvoll.<sup>248</sup> Das Bedürfnis nach ›Ruhe‹ wird der ›Fülle‹ und *Mannigfaltigkeit* der Eindrücke gegenübergestellt<sup>249</sup> oder *kontrastiv* mit dem *Gewöhnungs-Topos* kombiniert.<sup>250</sup>

- 
- 243 »Nicht unvorbereitet, wie an völlig Fremdes und Unbekanntes, wurde an die Fülle des zu Schauenden herangetreten; seit Jahr und Tag, auf mancherlei, oft weit auseinander liegenden Studiengängen, die nicht einseitig auf engbegrenztem Gebiete abgeschlossen sind, habe ich mich mit dem, was bei einer solchen Ausfahrt zu erwarten ist, vertraut zu machen gesucht. In den Briefen treten die Spuren davon deutlich zu Tage.« (Dalton [1899], S. VII.)
- 244 Vgl. z. B. Halla (1914), S. 20: »Palmen kennt der Urwald fast keine, denn ihre Kronen können sich im Schatten der Titanen nicht entfalten [...] Stellenweise wirkt dieses Durcheinander eines hundertmaschigen unruhvollen Gitterwerkes geradezu abenteuerlich, wie ein Meisterstück von Kulissenmalerei eines verwunschenen Zaubergartens.«
- 245 Vgl. z. B. Halla (1914), S. 37: »Hohe Kokosriesen und frischgrüne Fruchtbäume und Bananen ragen an der aus abwechselnd weißlichen und rotgelben Blöcken in senkrechten Streifen geschichteten Mauer. Malerische neue Blicke auf den Hexensabbath der Götzen der vogelumschwärmten Pagodentürme und ins Zwielicht abenteuerlicher Säulenhallen *fesseln in reizvollem Durcheinander*.«
- 246 Vgl. u. a.: »Ich bin unglücklich, unbefriedigt, denn wie soll ich diese wunder, die so plötzlich auflodern und ebenso schnell in nacht versinken, festhalten? [...] Die eindrücke überwältigen mich, machen mich unruhig. Es war zuviel an diesen beiden ersten tagen!« (Lechter [1912], unpaginirt; 23. Oktober.)
- 247 Vgl. z. B. Wechsler (1906), S. 178.
- 248 Vgl. z. B.: »Vieles ist ein wenig theatralisch; billiger tand. Aber diese farbe! Ein eden für einen koloristen! Und trotz der kritischen ausstellungen: welche fülle! [...] Heilige gefäße in sonderbaren formen, mit feinstem filigran überwuchert, lichten geheimnisvoll, ehfurcht gebietend das überreiche helldunkel eines goldenen und silbernen tempels. Welche verwirrende fülle!« (Lechter [1912], unpaginirt; 27. Dezember.) Vgl. ebenfalls ambivalent auch Halla (1914), S. 64: »Von der Fülle des verwirrend Fremdartigen leicht betäubt, raste ich im Schatten der Lingamhalle, wo eben ein alter Brahmane aus getriebenem ehernen Kännchen Chi, geschmolzene Butter von der heiligen Kuh, opfernd auf ein Idol träufelt.«
- 249 Vgl. z. B.: »Nach all dieser verwirrenden Mannigfaltigkeit genießen wir doppelt die Ruhe in der luftigen Steinlaube des berühmten Galle Face Hôtels [...].« (Halla [1914], S. 4.) Vgl. auch: »Der Gedanke, von Indien zu scheiden, hatte etwas Wehmütiges, und doch kehrte ich nicht ungerne zurück. Ich sehnte mich nach einer geregelten Tätigkeit, auch hatte ich in diesem Winter eine Überfülle von Eindrücken aufgesogen und verlangte nach Ruhe, um das alles in mir zu verarbeiten.« (Deussen [1904], S. 230.)
- 250 Vgl.: »Die fröhlichen Gruppen am Ufer, die weite sonnebeglänzte [sic!] indische Landschaft, die hochragende Stadt als Abschluss in der Ferne, das alles wäre ein Schauspiel für Götter gewesen; denn der Mensch erträgt eine solche *Fülle von Eindrücken*, wie sie unsere Reise bot, nicht, ohne zuletzt in etwas *abgestumpft* zu werden.« (Deussen [1904], S. 188; Herv. M. H.) Vgl. auch: »Auch nach der *Überfülle einzigartiger, so wunderbar schöner Eindrücke* der letzten Wochen bot dennoch Ahmedabad *neue Reize* und sie konnten mit frischer, *nicht übersättigter Empfänglichkeit* genossen werden.« (Dalton [1899], S. 289, Herv. M. H.)

Ebenfalls rekurrent innerhalb der Reiseberichts-*Topik* ist eine Überführung der ›Fülle an Eindrücken‹ in eine ›Fülle an Motiven‹ für einen Maler, welche Kollokationen mit dem *Bild*- und dem *Blick*-Topos sowie dem Topos des *Malerischen* bedingt.<sup>251</sup> Derartige ›*Bilder der Fülle*‹<sup>252</sup> überlagern sich häufig mit der touristischen Suche nach dem *Echten*, die mit einer Konstruktion der ›fremdartigen Fülle‹ – in Form des ›üppigen‹, ›mannigfaltigen‹, ›märchenhaften‹ Indiens – einhergeht. Die genannten Kombinationen werden in Kollokation mit dem *Unsaybarkeits*-Topos noch gesteigert, der insgesamt häufig kombiniert mit der ›Fülle‹ auftritt.<sup>253</sup>

Derartige Kombinationen von Topoi des INTERKULTURALITÄTS- und des TOURISMUS-Clusters mit der ›Fülle‹ verdeutlichen Suchbewegungen, in denen Alteritätskonstruktionen und Aporien touristischer Sehnsucht ineinandergreifen.<sup>254</sup> Die Reisenden greifen »aus der Fülle das Schönste«<sup>255</sup> und konstruieren die *Fremdartigkeit* des *Echten*. Die ›Fülle‹ als *Sehenswürdigkeit* droht beständig umzukippen in bedrohliches *Chaos* –

- 
- 251 Vgl. z.B.: »Vor allen hütten, häusern, tempeln eine vielfarbige menschlichkeit, meist nur mit tüchern mehr geschmückt als bekleidet – ein fremdes kolorit. Auf dieser straße allein hätte ich an die hundert skizzen malen können. Welche fülle von eigenartigen motiven, eines reicher als das andere.« (Lechter [1912], unpaginiert; 22. Oktober.) Vgl. in ähnlicher Weise: »Aber diese Elemente finden sich in so reizender malerischer Unordnung und in so unendlicher individueller Abwechslung vor; [...] daß man nicht müde wird, sich daran zu ergötzen, und daß sowohl der Landschafts- als auch der Genremaler hier eine unendliche Fülle der schönsten Motive finden würde – Motive, die auf unseren Gemäldeausstellungen der Gegenwart noch unbekannt sind.« (Haeckel [1883], S. 128f.) Vgl. auch einen *locus amoenus*, der »dem Genre-Maler [...] eine Fülle der reizendsten Motive« (Haeckel [1883], S. 54) bietet.
- 252 Vgl. z.B. Tellemann (1900), S. 69: »Welch ein Bild entfaltet sich nun! Ich hatte es mir oft vorgestellt, in solcher Fülle, solchem Farbenreichtum doch nicht. Langsam steigt die leuchtende Sonne empor und ihre Strahlen spielen auf dem Wasser; ungezählte Schaaren von Menschen steigen die Treppen hinab, blitzende Wasserkrüge in Händen und tauchen ihre Bronceleiber in die heiligen Fluthen [...]. Es sieht über die Maßen schön und seltsam aus [...]. Eine Menge von Hindutempeln, darunter ein vergoldeter und ein ganz grüner, erheben sich phantastisch, malerisch.«
- 253 Vgl. z.B. Halla (1914), S. 165: »[S]o strömt allenthalben das Licht frei in diesen durch erlesene Arbeit des kunstfertigen Meißels ganz märchenhaften Prunkraum. Trotz der mäßigen Größe versagt hier wirklich jede Beschreibung gegenüber der verwirrenden, köstlichen Mannigfaltigkeit.« Die Aktualisierungen ›Fülle‹ treten außerdem häufig in Kollokation mit anderen Topoi des SINGULARITÄTS-Clusters – z.B. der *Unvergesslichkeit* und der *Unvergleichlichkeit* – auf. Vgl. z.B. Deussen (1904), S. 163: »In unglaublicher Fülle drängen sich hier Riesenbäume und hochklimmende Schlingpflanzen durcheinander; das Auge vermag stellenweise nicht, sich in dem Wirrwarr der nebeneinander, durcheinander, umeinander wuchernden Vegetation zurecht zu finden, und hoch über die höchsten Bäume schiessen gewaltige Farnkräuter empor und vollenden den Eindruck eines Bildes, welches der nie sich vorstellen kann, welcher es nicht gesehen hat, und der, welcher es sah, nie vergessen wird.«
- 254 Vgl. Halla (1914), S. 193: »Eine solche Fülle wunderlich gaukelnden Lebens in so echt indisch und bodenständigem Rahmen, wie wir sie weder in Agra noch in Delhi gesehen hatten, drängt sich hier zu einem stets wandelnden *Malerparadiese* voll reizvoller Durchblicke und Überschneidung zusammen. Dazu alle die ausdrucksvollen langbärtigen Studienköpfe! Man glaubt gar nicht schnell genug schauen zu können.«
- 255 »Ehe ich scheide, greife ich noch einmal aus der Fülle das Schönste und träume bei den Meißeleien des Titanenturmes und dem steinernen Juwelenschrein Subrahmanyas, um dann unter indischem Gluthimmel zur Stadt zurück zu eilen.« (Halla [1914], S. 64.)

die Kehrseite der (indischen) ›Fülle‹. Je mehr die ›Fülle‹ an Präsenz innerhalb der Indien-*Topik* gewinnt, desto mehr wird sie aufgrund ihrer Polyvalenz und Omnipräsenz zum Substitut des *Echten*, des ›echten Indiens‹.

Es lassen sich diverse weitere, den beschriebenen Phänomenen vergleichbare interkonstellare Kombinationsmuster zwischen beiden *Topiken* beobachten.<sup>256</sup> So stehen beispielsweise – häufig in Kombination mit den Topoi des FÜLLE-Clusters der Indien-*Topik* – Aktualisierungsformen der ›Fülle‹ als ›Reichtum des Volkslebens‹ mit einer großen ›Mannigfaltigkeit an Typen‹ im Fokus vieler Reiseberichte des Untersuchungskorpus. Die ›Fülle‹ stellt demnach ein zentrales Element beider *Topiken* dar.

### V.2.1.2. ›Fülle‹ bei Dahlmann

In Dahlmanns *Indischen Fahrten* spielen viele der skizzierten, für den Supertext gültigen Aspekte der ›Fülle‹ eine Rolle, jedoch liegen – wie in jedem einzelnen der untersuchten Reiseberichte – spezifische und besonders rekurrente Topoi und Aktualisierungsformen vor. Jeder Text bedingt und gestaltet ein einzigartiges ›Topos-Profil‹, worunter die charakteristische Präferenz für bestimmte Topoi und argumentative Verknüpfungen ebenso wie eine spezifische Distribution der Topoi und insgesamt topische Besonderheiten zu verstehen sind, die den einzelnen Text als singular innerhalb des Supertexts ausweisen.

Auch die bereits dargelegte, im Supertext insgesamt virulente Ambivalenz der ›Fülle‹ gestaltet sich in Dahlmanns Reisebericht spezifisch. Die Natur in ihrer *Mannigfaltigkeit* ist häufig positiv besetzt, wobei sie eben – darauf insistiert Dahlmann – nicht seinen eigentlichen Gegenstandsbereich darstellt: »Welche Mannigfaltigkeit zeigt sich in den Palmarten! Ich muß es einer botanischen Feder überlassen, dieses paradiesisch schöne Stückchen Erde zu beschreiben. Den Archäologen zieht es zu den Denkmälern der alten Königsstadt.«<sup>257</sup> Ähnlich positiv besetzt wird die ›Fülle‹ auf die *Vielfalt* und *Pracht* architektonischer Kunst bezogen aktualisiert.<sup>258</sup> Auch in den für den Supertext beschriebenen gängigen Kombinationen mit dem *Bild*-Topos sowie dem Topos des *Malerischen* erscheint die ›Fülle‹ – mitunter auch als ›Üppigkeit‹ – positiv konnotiert.<sup>259</sup>

256 Dies ist, wie bereits dargelegt, in wechselseitiger Verstärkung der ›Fülle‹-Rekurrenzen innerhalb beider *Topiken* zu denken.

257 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 403. Bemerkenswert ist, dass diese Aussage ausgerechnet im Angesicht des botanischen Garten Peradeniyas getroffen wird, an den sich die *Paradieses*-Fülle topisch anlagert. Je stärker eine solche verknüpfende ›Anlagerung‹, desto höher ist offensichtlich die Wahrscheinlichkeit einer argumentativ wie auch immer funktionalisierten Aktualisierung des angelagerten Topos.

258 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 288: »Wir eilen einem Schauplatz künstlerischen Schaffens zu, wie es deren selbst in dem an Denkmälern so reichen Indien wenige gibt. Ganz Gudscherat könnte um der Fülle seiner herrlichen Kunstschöpfungen ein einziges, groß angelegtes Denkmal religiöser und künstlerischer Begeisterung genannt werden.«

259 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 286: »Überall zeigt sich die heitere Pracht des üppig ausgestatteten Jaina-Heiligtums. Diese leichten, auf hohen Terrassen sich erhebenden Säulenhallen [...] entwickeln in ihrer Gliederung ein malerisches Bild. Und die architektonische Schönheit und plastische Grazie wirkt um so angenehmer auf das Auge, je glänzender sich die Marmor Massen von dem reichen Grün abheben, das die Denkmäler umgibt.«

Diese positiv besetzten Aktualisierungsformen der ›Fülle‹ treten jedoch im Gesamttextzusammenhang quantitativ und qualitativ zurück hinter einer spezifischen Ausprägung des Texts Dahlmanns, die zwar ihre Rückkopplungen im Supertext hat, jedoch in der vehementen Entfaltung einzigartig ist. Dahlmann überträgt mit bemerkenswerter Rekurrenz die ›Wachstums‹-›Fülle‹ (des *Paradieses*, der *Tropen*, des *Dschungels*) aus dem eigentlichen Kontext der Naturdarstellung auf seine Kunstbetrachtung. Die ›Fülle‹-Aktualisierungen werden aus den Kontexten beider NATUR(-RÄUME)-Cluster transferiert auf das KUNST-Cluster.

In diesem Transfer lassen sich verschiedene Metaphorizitätsstufen in der verwendeten Bildsprache beobachten. Eine erste Stufe stellen die im folgenden Auszug bemühten (noch nicht metaphorischen) Vergleiche von Kunst- mit Natur-›Fülle‹ im Angesicht des Schiwatempels von Tandschur dar. Es ergeben sich argumentative Muster, wobei für die im folgenden Auszug deutlich hervortretende Ambivalenz der ›Fülle‹ beispielsweise die Kombination mit dem *Chaos*- sowie den *Unsagbarkeits*-/*Undarstellbarkeits*-Topoi wiederkehrt:

»Am schönsten wirkt dieser staffelartig aufgebaute Turm aus der Ferne. Indem sich die grotesken Formen kühn über das niedrige Häusermeer emporschwingen, zeichnen sie sich scharf von dem Blau des Horizontes ab und bringen in das landschaftliche Bild jenen *indischen Zug*, den *keine Photographie oder Zeichnung* wiedergeben zu vermag. In der Nähe löst sich die architektonische Masse in ein *Chaos* der absonderlichsten Gestalten auf, die im *verworrenen Durcheinander* um einen Platz an der Pyramidenfläche zu ringen scheinen. Alle Stufen und Staffeln, Nischen und Rahmenflächen sind wie mit der *überwuchernden Fülle des tropischen Urwaldes* von *ornamentalen Formen überwachsen*. Das Auge ermüdet, und doch fühlt es sich immer wieder zu dem mysteriösen Bilde hingezogen, aus dem eine ganz neue, eigenartige Welt ihm entgegenleuchtet. Unser Auge ist für eine solch *überschwengliche Pracht* nicht erzogen. Wie es sich schwer an die *üppige Fülle des tropischen Pflanzenwuchses*, an den *Wirrwarr* der durcheinander geflochtenen Pflanzen gewöhnt, die keinen einheitlichen *Gesamteindruck* aufkommen lassen, so findet es sich auch kaum in diesem *üppigen Bild* der *plastischen Formen* zurecht.«<sup>260</sup>

Die im WAHRNEHMUNGS-Cluster anzusiedelnde Überforderung des kognitiven Apparates durch die »überwuchernde« und »üppige Fülle« der künstlerischen – »ornamentalen« wie »plastischen« – Formen wird mit der »Pracht« und dem »Wirrwarr« des »tropischen Pflanzenwuchses« verglichen und in seiner *Undarstellbarkeit* beschworen. Die der ›Fülle‹ inhärente Ambivalenz entfaltet sich ›in alle Richtungen«<sup>261</sup>: Ihre Bewertung schwebt unklar zwischen negativ (»absonderlichsten Gestalten«, »überwuchernd[]«, »Auge ermüdet«) und positiv (»Pracht«, »entgegenleuchtet«) konnotierten Aspekten sowie Formulierungen, welche die Polyvalenz bündeln wie das »mysteriöse[] Bilde«.

Auf der Stufe des Vergleichs steht die Bedingtheit der eigenen Wahrnehmung – ihrer Kapazitäten und Prägungen oder *Gewöhnungen* – im Mittelpunkt. In diesem Ar-

260 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 334; Herv. M. H. mit Ausnahme der Hervorhebung von »*indischen Zug*« im Original.

261 Vgl. zu dieser Konzeption in Abgrenzung zum *in utramque partem*-Prinzip IV.3. und V.2.4.

gumentationsrahmen räumt Dahlmann – trotz einer mit ›Ausschweifung‹ belegten Aktualisierung des *Phantasie*-Topos – der (süd-)indischen Kunst einen »inneren Wert[]« ein, wobei folgerichtig die »landschaftliche Schönheit« des »tropischen Urwalds« mit jener des Kunstschaffens verglichen wird.<sup>262</sup> Die im Supertext topisch verdichtete Schönheit der *Paradies->Fülle* behält auf der Stufe des Vergleichs die Oberhand, was in eine insgesamt ambivalente bis positive Kunstbetrachtung mündet.

Der argumentative Transfer der ›Wachstums->Fülle‹ auf die Kunst entfernt<sup>263</sup> sich jedoch von einer derartigen vergleichenden, insgesamt die eigene Wahrnehmung reflektierenden Positionierung umso mehr, je stärker sich die metaphorische Analogisierung von ›natürlicher (Wachstums-)Fülle‹ und ›ästhetischer (Über-)Fülle‹ hin zu einer quasi-katachretischen Verwendung der entsprechenden Metaphorik bewegt. Wie kein anderer Text im Untersuchungskorpus löst Dahlmann die sich in omnipräsenten ›Wucherungen‹ verteilende ›Wachstums->Fülle‹ aus der *abundantia*-Tradition heraus, um sie als eine den Glauben – und von dort ausgehend alle Lebensbereiche, denn *alles ist Religion* – durchdringende, unaufhaltsame Kraft zu beschwören. Eine derartig ›wuchernde‹ *Maßlosigkeit*, die *Zügellosigkeit*, ›Sinnlichkeit‹ und Entgrenzungen argumentativ mit sich führt, kann dann aufgeladen und vielfältig kombiniert werden. Beispielsweise kann sie – gestützt durch den topisch verdichteten argumentativen Zusammenhang von *Klima und Charakter* – argumentativ gekoppelt werden an die klimatischen Bedingungen jenes ›Wachstums‹:

»In dem schwülen, von der Natur mit Reichtümern ohnegleichen gesegneten Tropenlande des Ganges hatten sich diese Kontraste träumerischer Versunkenheit und glühender Sinnlichkeit längst zu voller Schärfe ausgebildet, bevor der Islam mit Indien in Berührung kam. Man denke nur an den weltabgeschiedenen Mystizismus des indischen Büßers und an die maßlos ausschweifende Sinnlichkeit der Kunst. Beide wachsen, alles überwuchernd und umschlingend, aus demselben religiösen Boden heraus.«<sup>264</sup>

Die Verbindung zwischen Natur und Kultur wird an dieser Stelle zumindest noch explizit hergestellt, indem der »religiöse Boden« als ein metaphorischer gekennzeichnet ist und damit auch das »Überwuchern« und »Umschlingen« in Kunst und religiöser Praxis noch metaphorisch funktionieren.

Die beschriebene Reduktion im metaphorischen Transfer der ›Fülle‹ erlangt stellenweise deutlich katachretische Züge, also eine starke an Konventionalisierung gebundene Reduktion, aufgrund derer die Metaphorizität bestimmter argumentativer Transfer- und Verdichtungsleistungen in den Hintergrund tritt und quasi unsichtbar wird. Diese ›Katachresen‹ häufen sich zudem in der zweiten Auflage von 1927 bemerkenswert. Die

262 Vgl. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 334. »Aber darum entbehrt die dekorative Gestaltung, welche eine ausschweifende künstlerische Phantasie erstrebte, doch nicht ihres inneren Wertes. Wie im tropischen Urwald ein ganz eigenartiges Ideal landschaftlicher Schönheit zur Entfaltung kommt, so hat sich auch aus den dekorativen Elementen des indischen Kunstschaffens der Typus einer besondern Schönheit herausgebildet.«

263 Es geht hierbei um argumentative Entfernungen, die nicht mit einer Steigerung im Sinne einer Entwicklung des chronologischen Textverlaufs korrelieren.

264 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 171.

folgende, für den Reduktions- wie den Transferprozess sehr eingängige Passage wurde beispielsweise in der zweiten Auflage erst hinzugefügt: »Dem literarischen und künstlerischen Urwald des indischen Geisteslebens tritt im abendländischen Geistesleben als erster Mittelpunkt seiner Wissenschaft, Philosophie und schönen Ideale die Hauptstadt des hellenischen Geistes entgegen.«<sup>265</sup>

Der ›Urwald‹ wird hier zum topischen Ort der ›Wachstums‹-›Fülle‹, deren ›Wucherungen‹ nicht einmal mehr als solche benannt werden müssen, sondern bereits argumentativ hinreichend eng an den ›Urwald‹ angelagert sind. ›Indischer Maßlosigkeit‹ steht ›abendländisches Maß‹ schroff gegenüber. Aber auch in der ersten Auflage wird sich beispielsweise bereits argumentativ durch das »Dickicht der indischen Sprachen« bewegt, welches als »Urwalddickicht« erst durch hervorragende europäische Forscher sich »zu lichten« beginnt.<sup>266</sup>

Ausgehend von dem in der *Indien-Topik* polyvalenten Topos *alles ist Religion* kann die ›Fülle‹ als *Maßlosigkeit* – als *Zügellosigkeit*, ›Üppigkeit‹, ›Laszivität‹ oder ›Frivolität‹ – auf nahezu alles bezogen werden. Angesichts diverser argumentativ nicht immer unmittelbar eingängiger Kombinationen erscheinen die Aktualisierungen der ›Fülle‹ als ein auf die Vielarmigkeit der Gottheiten bezogenes ›Zuviel‹ noch geradezu naheliegend.<sup>267</sup> Die Abwertungen der ›Fülle‹ des hinduistischen Polytheismus als »schmutzigste Vielgötterei« nehmen in der zweiten Auflage von 1927 deutlich zu, wie folgender Auszug exemplarisch verdeutlicht:

»Den vielköpfigen und vielarmigen Götterfratzen der Inder stellt Jerusalem als Metropole des Monotheismus den Glauben an den einen Gott entgegen, der durch keine mythologischen Zerrbilder entartet, durch keinen abergläubischen und unsittlichen Kultus entweiht, rein und unverfälscht sich inmitten einer zügellosen Phantastik des Polytheismus fortpflanzte. Während die Religion des Hindu sich auf Urkunden beruft, die von den ›heiligen‹ Hymnen der Vedas an durch alle Jahrhunderte von schmutzigster Vielgötterei so maßlos durchseucht sind, wie bei kaum einem andern polytheistischen Volke des Altertums, darf Israel als Hüter des Glaubens an den einen Gott auf heilige

265 Dahlmann (1927<sup>2</sup>), Bd. 2, S. 290.

266 »Während nahezu dreißig Jahren wanderte die Sprachforschung unsichern Schrittes durch das Dickicht der indischen Sprachen. Wohl gelang es einigen hervorragenden Forschern wie Caldwell, Beames, Hörnle, der Untersuchung einige breite Wege zu erschließen; aber fernab von diesen wenigen offen gelegten Pfaden bedeckte die üppige Masse des Sprachwuchses weite Gebiete, die nach wie vor ein geheimnisvolles Land blieben. Seit acht Jahren beginnt sich dieses Urwalddickicht dank der systematisch durchgeführten Klassifizierung zu lichten.« (Dahlmann [1908], Bd. 1, S. 222.)

267 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 319: »Noch packender tritt dieser dämonische Zug des Lamaismus in den weiblichen Gottheiten hervor. [...] Jeder künftige Buddha verkörpert in einer solchen weiblichen Gottheit das innerste Wesen seiner Zauberkräfte. Wie nun Awalokitecwara der beliebteste und verehrteste unter allen künftigen Buddhas ist, so bildet auch dessen weibliche Verkörperung die hervorragendste Erscheinung unter allen weiblichen Gottheiten. Ihr Bild nimmt im lamaistischen Heiligtum eine bevorzugte Stelle ein; sie erscheint in der ganzen lasziven Üppigkeit einer brahmanischen Göttin. Meistens besitzt sie sechs oder noch mehr Arme, und diese Vielarmigkeit läßt in der nackten Gestalt erst recht den abstoßenden Charakter ihres Wesens hervortreten.«

Schriften hinweisen, die die menschenwürdigste Religion und das reinste, erhabenste Sittengesetz enthalten, zu welchem das Altertum gelangt ist.«<sup>268</sup>

Das »üppige laszive Spiel der widerlichen Göttergestalten«<sup>269</sup> ist Ausdruck einer umfassenden, die religiösen Praktiken des »Volkes« betreffenden »Üppigkeit«.<sup>270</sup> Diese »Üppigkeit« könne nicht über das darunter liegende »Dämonische« eines »Kultus« hinwegtäuschen, der ganz darauf ausgerichtet sei, Gläubige mit Schrecken zu erfüllen.<sup>271</sup> Die »Fülle«-Rekurrenzen finden in der Indien-*Topik* vielfältige Kombinationsmöglichkeiten. Alle Bereiche der Religion sind durchdrungen – »überwuchert« – von einer nicht zu kontrollierenden *Maßlosigkeit*, die als *Fanatismus* um sich greift.

Auf der Grundlage dieses Arguments können auch Bereiche, die gewöhnlich mit »Leere«, »Reinheit« oder »Entsagung« besetzt sind, umbesetzt werden. So macht die »Fülle« als *Maßlosigkeit* schließlich auch vor Askesepraktiken nicht halt, ganz im Gegenteil:

»Das Büßertum zieht sich mit seinen wilden Exzessen wie eine während dreier Jahrtausende sich steigernde Krankheit durch die ganze Geschichte Indiens. Allmählich hat sich diese Krankheit zu einem Fanatismus der Selbstpeinigung entwickelt, der den Menschen unter das Tier erniedrigt. Aber nichts ist so bezeichnend für den bestialischen Charakter dieses Fanatismus als die Tatsache, daß parallel mit der Orgie der Selbstpeinigung die Orgie der üppigsten Sinnlichkeit läuft.«<sup>272</sup>

Dahlmann kombiniert die Aktualisierung der »Fülle« als »Üppigkeit« mit weiteren Elementen der Indien-*Topik*, wobei das Ineinandergreifen von »üppigster Ausschweifung und wildester Grausamkeit« in Wiederholungen variiert und beispielsweise auch auf die *Witwenverbrennung* bezogen wird.<sup>273</sup> Der kombinatorische Eifer kennt kaum Gren-

268 Dahlmann (1927<sup>2</sup>), Bd. 2, S. 288f. Ein eigenes Kapitel wird an exponierter Stelle am Ende neu hinzugefügt. Zudem werden gewisse Zusätze durch das in den ersten Band eingefügte Kapitel »12. Indien als Kunstland« getragen. Vgl. z.B. Dahlmann (1927<sup>2</sup>), Bd. 1, S. 176: »Während der Feinsinn für Harmonie, malerische und plastische Schönheit, der die Griechen in so hohem Maße auszeichnet, dem Hindu fast gänzlich fehlt, zeigt sich eine entschiedene Vorliebe für das Kolossale, Grotteske, Geschmacklose und Absurde, für tierische Formen, Mischformen und abgeschmackte Karikaturen und Ungeheuer. Alles ist so überschwenglich maßlos entwickelt wie bei kaum einem andern Volk der Erde. Die Neigung zu einer wahrhaft zügellosen Phantastik bricht überall mit einer fast dämonischen Gewalt hervor.«

269 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 317.

270 Vgl. Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 278: »Gerade die Tempel jener Götter, zu deren Ehre die grauenvollste Buße geübt wird, sind die Schaustätten der niedrigsten Sinnlichkeit. Ich will hier gar nicht von der Üppigkeit jenes Tempeldienstes reden, der sich hinter dem Schleier des »Heiligtums« dem Auge des Fremden entzieht. Man weiß hinreichend, in welchem Sinne so viele Kinder der Gottheit zum Tempeldienst »geweiht« werden. Es schwebt mir hier ausschließlich das indische »Heiligtum« als Denkmal *religiöser Kunst* vor Augen. Bei keinem Volke tritt die Üppigkeit – um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen – in den Denkmälern der Kunst so offen zu Tage wie bei den Hindus.«

271 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 333 sowie 336: »Der schreckende Eindruck steigert sich beim Anblick der riesigen Tiergestalten, Löwen und Greife, die im Zuge mitgeführt werden. Alles scheint darauf angelegt, das Volk mit Schrecken zu erfüllen; das bleibt der Grundzug des indischen Kultus, und alle äußere Pracht einer üppigen Kunst vermag diesen Eindruck nicht zu verwischen.«

272 Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 278.

273 »Das ist der Hinduismus. Hinter aller äußeren Pracht lauern die Orgien der üppigsten Ausschweifung und wildesten Grausamkeit. Die Sati bildet nur einen, wenn auch höchst charakteristischen

zen und ist in der Indien-*Topik* stark verankert. So werden Askese-/*Fakir*-Praktiken – in Kombination mit der ›Fülle‹ als ›natürlicher Reichtum‹ und als ›ökonomischer Luxus‹ – sogar in einem ersten Schritt als *Rätsel*, als ›unwahrscheinlich‹ dargelegt.<sup>274</sup> Die vermeintliche Enthaltbarkeit wird im Folgenden umso entschiedener in ihrer *Maßlosigkeit* fixiert, welche die argumentative Verbindung zur ›Sinnlichkeit‹, zur »Orgie«, zur sogenannten »Wollust der Selbstpeinigung« herstellt.<sup>275</sup>

Der religiöse *Fanatismus* in Kombination mit der *Pracht* bedingt in Dahlmanns Argumentation außerdem ›Fülle‹ als ›Verschwendung‹.<sup>276</sup> Das ›Übermenschliche‹ in den architektonischen Leistungen erscheint als dämonisch.<sup>277</sup> Vor allem aber sind es immer wieder Entgrenzungen, die unheimlich wirken und ›wuchernde Fülle‹ bedingen: Grenzauflösungen oder Hierarchieumkehrungen zwischen Mensch und Tier sind bedrohlich – Dahlmann überführt sie argumentativ in einen »tierischen Kultus«,<sup>278</sup> der im Panorama des Supertexts seine Rückkopplungen in den topisch verdichteten *Götzen* und *Fratzen* hat.

In den Aktualisierungen des *Religionskampf*-Topos beschwört Dahlmann den absoluten Gegensatz der Religionen.<sup>279</sup> Diese Gegensätze lösen sich jedoch in den – zu meist auf die Hybridisierung indischer und islamischer Kunst bezogenen – Funktionalisierungen des *Verschmelzungs*-Topos auf. In diesen Aktualisierungen des narrati-

---

Zuge [...]. Ob ›Selbstopferung‹ der Frau oder ›Selbstpeinigung‹ des Büßers, beides entstammt derselben Quelle, aus der jene ungezügelter Sinnlichkeit hervorhergeht, die dem innersten Wesen des Hinduismus eigen ist.« (Dahlmann [1908], Bd. 2, S. 287.)

274 »Indien ist voller Rätsel. Hier feiert die Sinneslust üppige Orgien, dort schwelgt das Büßertum in furchtbarer Selbstpeinigung./Dieses Büßertum ist ein Element, das man im strahlenden Reichtum eines tropischen Landes am wenigsten suchen möchte. Hier, wo die Natur auf der einen Seite die höchste Fülle und Fruchtbarkeit entfaltet, wo sich auf der andern Seite fürstlicher Glanz in einem Luxus darbietet, wie kaum an einem andern Punkte der Welt, scheint kein Raum zu sein für ein Leben, das alles abwirft, was die Sinne anzieht, um desto grauenhafter im eigenen Fleische zu wüten. Und doch tritt uns gerade hier ein Büßertum entgegen, das im Hange zur Selbstpeinigung das Unglaubliche leistet. Wir gewahren eine Gruppe von Menschen, die alles in den Staub tritt, was der Ehre wert ist, um dem höchsten Genuß die schärfste Selbstpeinigung entgegen zu setzen. Die *Selbstpeinigung überschreitet so sehr jedes Maß*, das man nicht mit Unrecht von einer *Wollust der Selbstpeinigung* gesprochen hat. Der Gosain scheint sich *tierisch wohl in der Selbsttortur zu fühlen*.« (Dahlmann [1908], Bd. 1, S. 270; Herv. M. H.)

275 Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 270. Vgl. die vorige Anm.

276 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 40: »Unsummen von materiellen und menschlichen Kräften werden für den religiösen Gedanken geopfert. Der Hindu ist ein *Sklave* seiner Religion und ein *fanatischer Sklave*.«

277 Vgl. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 333.

278 Vgl. Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 279. »Im indischen Kultus wird das Tier in die Sphäre des Göttlichen erhoben, während der Mensch auf die Stufe des Tieres herabsteigen muß. Der Tierkultus, wie er sich unter dem Einfluß der Seelenwanderung ausbildete, führte nach und nach zu einem tierischen Kultus. Die Lehre von der Seelenwanderung mußte einen verwildernden und entsittlichenden Einfluß ausüben; denn dadurch, daß behauptet wird, eine Menschenseele gehe in einen tierischen Körper ein, wird die tierische Sphäre emporgehoben, die menschliche herabgedrückt. Der Wesensunterschied von Mensch und Tier wird vollständig aufgehoben. Die ganze Art, wie die Lehre von der Seelenwanderung das Tier in den Kreis des menschlichen Lebens zieht, mußte zersetzend auf die höhere, sittliche Auffassung wirken.«

279 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 51-53.

ven Topos der *Verschmelzung* ist die ›Fülle‹ auffällig positiv bewertet, wobei auch in diesen Zusammenhängen die »tropische Überfülle« metaphorisch funktionalisiert wird.<sup>280</sup> Ähnliches gilt auch für die folgende Kollokation der ›Fülle‹ mit dem *Verschmelzungs*-Topos, nach welcher die islamische Kunst im Hybridisierungsprozess gewissermaßen ›frischen Wind‹ erhielt und sich aus ihrer ›starrten Tradition‹ löste:

»Und doch, so sehr die Kunst des Islam von dem typisch starren Geiste dieser Überlieferung befangen war, als sie den Boden Indiens betrat, so strömte ihr gleichwohl in der Berührung mit der unvergleichlich reicheren Plastik der indischen Kunst eine solche Fülle neuer und frischer Motive zu, daß die überlieferten Formen mit einem viel freieren künstlerischen Empfinden als anderswo durchdrungen wurden.«<sup>281</sup>

Die Produkte jenes *Verschmelzungs*-Prozesses werden positiv bewertet und – als »künstlerische Allianz« – gepriesen, wobei wiederholt die *Mannigfaltigkeit* indischer Kunst betont wird, die in völligem Kontrast zu den oben beschriebenen verurteilenden Aktualisierungen steht.<sup>282</sup>

Die Ambivalenz der ›Fülle‹ ist auffällig an den kognitiv-ästhetischen Rahmen gebunden. So hängen Dahlmanns Bewertungen der ›Fülle‹ nicht zuletzt davon ab, wie ausgeprägt jeweils (vorübergehend) die Bereitschaft vorhanden ist, auf einen »einheitlichen Gesamteindruck«<sup>283</sup> (teilweise) zu verzichten. »[V]erschwenderische Fülle« kann positiv konnotiert sein, solange ein »geschlossenes Ganzes« noch erkennbar ist.<sup>284</sup> Das

280 Vgl. z. B. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 73: »Je selbständiger sich die Kunst des Islam auf indischem Boden entfaltete, um so harmonischer verbanden sich auch mit ihr die charakteristischen Vorzüge der indischen Kunst. Während das Werk in den *architektonischen* Umrissen den Grundzug der religiösen Kunst des Islam bewahrt, schmiegt es sich in allen Einzelheiten des *plastischen* Schmuckes der überlegenen Meisterschaft des *Hindu* an. Damit beginnt die Kunst des Islam auf dem Boden Indiens einen wesentlich indischen Zug anzunehmen. Sie akklimatisiert sich sozusagen der tropischen Überfülle zuerst langsam, dann aber immer erfolgreicher, bis ein neuer, sarazenischer Stil, eine *indisch-sarazenische* Kunst in abgeschlossener Gestalt vor uns steht. Um die erstaunliche Lebenskraft der Kunst zu ermessen, die sich bereits während dieser ersten Epoche entwickelte, darf sich der Wanderer nicht auf die Kaiserstadt allein beschränken. Er muß das *ganze* muselmännische Indien besuchen [...]«

281 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 61.

282 Vgl. Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 57: »Während sich in den gewaltigen Massen der Portale und Kuppeln der Ernst und die Energie des religiösen Gedankens des Islam ausdrückt [sic!], beginnt sich gleichzeitig in der ornamentalen Pracht der Plastik ein echt indisches Element mit Bogen und Kuppel zu verbinden. Was die indische Kunst in der Mannigfaltigkeit ihrer Ornamentik zu leisten verstand, überstrahlte alles, was der islamitische Eindringling mitgebracht hatte. Leicht bewegt, bunt und keck breitete diese Kunst eine Fülle des Schmuckes über alle Glieder des Baues aus. [...] Ihren ersten Triumph feiert diese künstlerische Allianz zwischen dem Eroberer und dem Eroberten in der Siegestsäule, die vor unsern Augen stolz in die Lüfte steigt.«

283 Vgl. dazu noch einmal einen Auszug aus dem eingangs ausführlicher zitierten Passus: »Wie es [das Auge; M. H.] sich schwer an die *üppige Fülle des tropischen Pflanzenwuchses*, an den *Wirrwarr* der durcheinander geflochtenen Pflanzen gewöhnt, die keinen einheitlichen *Gesamteindruck* aufkommen lassen, so findet es sich auch kaum in diesem *üppigen Bild* der *plastischen Formen* zurecht.« (Dahlmann [1908], Bd. 2, S. 334.)

284 »Von besonderer Pracht sind die Grabdenkmäler der Fürsten von Udaipur. Eine verschwenderische Fülle von Marmor ist auf die Anlage der Terrassen, Säulen und Kuppeln verwandt. [...] Verglichen mit Delhi und Agra macht die Totenstadt insofern einen *einheitlicheren Eindruck*, als die Denkmäler

ist jedoch relativ selten der Fall und so zeigen sich negative Bewertungen häufig in Kollokationen der ›Wachstums‹-›Fülle‹ mit dem *Chaos*-Topos – beispielsweise als »verwirrende[s] Durcheinander von tausend bizarren Einzelformen des Kultus«<sup>285</sup>. In jenen Passagen von Dahlmanns Reisebericht, in denen die Einheit eines Gesamteindrucks den absoluten Bewertungsmaßstab darstellt und die ›Fülle‹ nicht mehr integriert werden kann, wird sie abgewertet oder in ihrer Funktion zu erklären versucht.<sup>286</sup> Der ambivalenten und in ihrer *Maßlosigkeit* bedrohlichen ›Fülle‹ ›Indiens‹ stehen die ›Ruhe‹ und ›Harmonie‹ des ›Gesamteindrucks‹ gegenüber. Das Gegenüber der ›Fülle‹ ist nicht die Leere, sondern die Einheit – getragen von allem, was die ›Fülle‹ integrieren (Maß, Ordnung, Ratio etc.) und in Harmonie und Schönheit überführen kann.

Die ›Fülle‹ schwebt in Dahlmanns Text argumentativ ambi- und polyvalent zwischen RELIGIONS- und KUNST-Cluster, wobei sich die Kraft der Metaphorik insbesondere aus den stark verdichteten und vielfältig kombinierten ›Fülle‹-Rekurrenzen des NATUR(-RÄUME)-Clusters (*Paradies*-/›Wachstums‹-›Fülle‹) entwickelt. Dahlmanns Reisebericht ist im Hinblick auf den Facettenreichtum der Aktualisierungen des ›Fülle‹-Topos einer der ergiebigsten Texte des Untersuchungskorpus. Dennoch finden sich ähnlich gelagerte Abwertungen der ›Fülle‹ als *Maßlosigkeit*, als das ›Über‹- oder ›Außermenschliche‹ der indischen Kunst, Religion und Moral, auch in zahlreichen anderen Texten, wobei insbesondere die argumentative Wendung der ›Fülle‹ als ein ›Zuviel‹ an allem – und seien es Gliedmaßen von Götterfiguren – rekurrent ist.<sup>287</sup> Auch die Deutung der ›Fülle‹ als *Zügellosigkeit*, welche an ›glühende *Phantasie*‹ gebunden ist und allen Idealen der Harmonie und Sittlichkeit zuwiderläuft, ist keineswegs singular in Dahlmanns Text zu beobachten.<sup>288</sup> Schließlich ist auch das von Dahlmann breit entfaltete ›Wuchern‹ der

---

sich nicht wie dort über eine weite Ebene zwischen vielen andern Bauten zerstreut ausbreiten. Es ist ein *geschlossenes Ganzes*.« (Dahlmann [1908], Bd. 2, S. 286; Herv. M. H.)

285 Dahlmann (1908) Bd. 2, S. 333.

286 Vgl. z.B. Dahlmann (1908), Bd. 1, S. 183: »Immer reichere und kühnere Formen drängen sich dem Blicke auf, je tiefer der Pilger in das Heiligtum eindringt. Das Auge sucht vergebens nach einem Ruhepunkte. Tausend Linien spielen da in kecken Windungen ineinander über und lassen nirgendwo einen einheitlichen Gesamteindruck der schönen Einzelformen aufkommen. Dazu nehme man noch die wunderbaren Licht- und Farbenreflexe und die glitzernde Vergoldung, welche den Eindruck des Ganzen erhöhen, dann mag man sich vorstellen, welche Gewalt dieser Glanz der Formen und Farben auf das Gemüt des ehrfurchtsvoll nahenden Gläubigen ausüben muß.«

287 Vgl. z.B. Wechsler (1906), S. 74; Herv. M. H.: »In den Höhlen in Elephanta, in Ellora spürt man, daß trotz den Einwirkungen persischer oder hellenischer Formen das, was wir *grotesk* nennen, also die äußerste Steigerung *ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten der Natur*, das Wesentlichste ist; das *übermenschlich Große, das Außermenschliche* der Organe, die *Vielheit* von Händen und Füßen.« Vgl. auch Halla (1914), S. 260; Herv. M. H.: »Das geisterhafte Halbdunkel des weiten Raumes, die fremdartigen, verstümmelten Bildwerke von *übermenschlichen Maßen* erwecken ein verwirrend *unbestimmtes Grauen* vor rätselhaften Mächten. Nur allmählich gewöhnt sich Auge und Sinn an das spärliche Licht und beginnt Anordnung und Bedeutung der Anlage zu begreifen.«

288 Vgl. Bongard (1911), S. 110: »Die hinduistische Kunst in ihrer Eigenart der Symbolik bleibt dem Europäer fremd. Wie die heiße Sonne Indiens, so glühend ist die Phantasie seiner Bewohner und der allen Indern innewohnende Mystizismus läßt sie zügellos, entfesselt, Formen auf Formen häufen, bis Wände und Säulen über und über bedeckt sind, für unser Empfinden oft ein reines Durcheinander, da unser Kunstgefühl Ruhe und Harmonie verlangt.«

›paradiesischen Wachstums-Fülle‹ und deren Übertragung aus der ›Natur‹- in die ›Kulturwelt‹ ebenfalls in anderen Texten zu beobachten.<sup>289</sup>

### V.2.2. Die ›Fülle‹ im ›Zirkel der Topik‹ I: Ästhetisch-rhetorische Historizität

Die Ambivalenz der ›(Über-)Fülle‹<sup>290</sup>, wie sie anhand von Dahlmanns Text – in ihren Rückkopplungen zum Supertext dieser Studie – dargelegt wurde, weist eine lange Tradition auf, die es in Umrissen nachzuvollziehen gilt, um auf dieser Basis die beschriebenen ›Fülle‹-Rekurrenzen vor einem weiteren Horizont deuten zu können. Bereits in den Begriffen der *copia* und *abundantia* ist Ambivalenz angelegt: Beide Termini sind sowohl mit positiven als auch negativen Konnotationen belegt, die jeweils in der Etymologie (und Mythologie) tradiert sind und entsprechend zurückverfolgt werden können.<sup>291</sup> Dabei ist die *copia* der rhetorisch profiliertere Begriff,<sup>292</sup> wenngleich die Grenze zur *abundantia* teilweise fließend ist.<sup>293</sup> Die seit der Antike tradierte und immer wieder adaptierte *copia* sowie die unscharf angrenzende *abundantia* prägen, so die Annahme, das Wirkungsspektrum der ›Fülle‹ in den untersuchten Reiseberichten maßgeblich.

Es wird davon ausgegangen, dass sich alle drei Begriffe – *copia*, *abundantia*, ›Fülle‹ – als ein transhistorisch wirksames topisches Phänomen untersuchen lassen. Wenngleich

289 Vgl. z.B. Zimmer (1911), S. 62: »Den Mittelpunkt jeder Turmseite bildet die Gestalt Vishnus. Wuchernd und üppig gleich dem Boden des Landes, ist die Phantasie der Indier. Einen Beweis dafür bot der berühmte Pferdehof der großen Pagode. [...] Die einzelnen Gestalten zeigen lebensvollen Ausdruck und Bewegung, das Ganze aber artet in Übertreibung aus, da drängt sich alles wild durcheinander. Volle Naturwahrheit anzustreben widerspricht dem Geiste des Hindu; er läßt lieber seiner Einbildungskraft und Träumerei freien Lauf.«

290 Allerdings schafft das Präfix ›Über-‹, wenn es sich vor die ›Fülle‹ schiebt, im Hinblick auf die Bewertung bei genauerer Betrachtung keineswegs Eindeutigkeit: Die ›Über-Fülle‹ lässt sich als Topos ›in alle Richtungen‹ funktionalisieren (vgl. ausführlicher V.2.4.). Häufig wird die Ambivalenz der ›(Über-)Fülle‹ jedoch als Umkippen von der ›Fülle‹ in die ›Überfülle‹ beschrieben. Vgl. z.B. Niehle (2018) u.a. S. 11 und S. 47.

291 Vgl. z.B. jeweils die beiden Einträge im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*. Vgl. Margolin (1994), Sp. 387 hinsichtlich der *copia*: »Im wörtlichen, etymologisch hergeleiteten Sinn meint C. den Überfluß (co-ops – copis; ein Begriff der Reichtum und Überfluß bedeutet und den die Göttin Ops personifiziert).« Vgl. außerdem im Hinblick auf die *abundantia* Bernecker (1992), Sp. 22: »Der etymologisch vom Überfließen des Wassers hergeleitete Begriff bezeichnet die Grenze zum ›mehr als genug‹ und erweist sich somit als gleichermaßen empfänglich für negative (schädliches Übermaß) und positive Konnotationen (gesunde Fülle).«

292 Vgl. Margolin (1994) sowie Bernecker (1992), besonders Sp. 22.

293 Vgl. den Eintrag zur ›Abundanz‹ im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*, der eine – letztlich keineswegs trennscharfe – Abgrenzung versucht: »[...] so steht doch *copia* mehr für den Vorrat und die großzügige Verwendung von Topoi, Ideen, Gedanken- und Wortfiguren und somit für das Gesamtphänomen rhetorischer Reichhaltigkeit, während Abundanz sich mehr auf die Wortfülle, den reichhaltigen Fluß der Rede bezieht [...].« (Bernecker [1992], Sp. 22.) Die Zuordnung der *abundantia* zur *elocutio* sowie der *copia* zur *inventio*, wie Niehle (2018), S. 20f. sie ausgehend von Berneckers Begriffsbestimmung vornimmt, vermag nicht einzuleuchten und steht in Spannung zu dem zuvor auf allen drei Ebenen (*inventio*, *dispositio*, *elocutio*) ausgemachten Wirkungsfeld der *copia* (vgl. Niehle [2018], S. 12-16) sowie zur »Frage, ob artistische Wortfülle überhaupt von der Fülle des Bezeichneten zu trennen ist.« (Nihle [2018], S. 21.)

die *copia*<sup>294</sup> und zuletzt auch die *Fülle*<sup>295</sup> zwar als rhetorische, ästhetische und/oder poetologische Kategorien bereits einige Aufmerksamkeit auf sich zogen, so geschah dies selten unter dem Blickwinkel der Topik.<sup>296</sup>

Während sich *copia* und *abundantia* bis in die Antike hinein zurückverfolgen lassen, weist die ›Fülle‹ eine vergleichsweise kurze Begriffsgeschichte auf. Niehle zeichnet in ihrer *Die Poetik der Fülle. Bewältigungsstrategien ästhetischer Überschüsse 1750-1810* übertitelten Studie die vergleichsweise junge Begriffsgeschichte der ›Fülle‹ im Sinne eines deutschsprachigen Lexems nach.<sup>297</sup> Niehle konzidiert zwar zunächst die Polyvalenz der ›Fülle‹<sup>298</sup>, betont aber, dass um 1800 besonders die ›Fülle der Empfindung‹ rekurrent werde.<sup>299</sup> Sie unternimmt den Versuch, »ausgehend von der rhetorischen *copia* die Relevanz der Fülle für die moderne Literatur zu rekonstruieren.«<sup>300</sup> Dabei geht sie von einer Ablösung<sup>301</sup> der *copia* durch die ›Fülle‹ aus. Sie fragt allerdings weniger nach Transformationen, sondern versucht vielmehr, die Fülle als poetologische Kategorie des 18. Jahrhunderts und teilweise genereller ›der Moderne‹ zu profilieren.<sup>302</sup> Diese Entfaltung eines ›Ablöse-Narrativs‹ muss mitunter ein vereinfachtes Rhetorikverständnis

294 Vgl. besonders die einschlägige Studie *The Cornucopian Text. Problems of Writing in the French Renaissance* von Terence Cave aus dem Jahr 1979.

295 Vgl. besonders die rezent erschienene Studie zur *Poetik der Fülle* von Victoria Niehle sowie die unter dem gleichen Übertitel 2014 veröffentlichte Studie Constanze Fröhlichs zum Werk Novarinas.

296 Eine Ausnahme bildet, wie dargelegt, Bornscheuer.

297 Vgl. Niehle (2018), S. 39-46.

298 Vgl. in anderer, nicht topischer Terminologie mit ähnlichem Befund auch Niehle (2018), S. 38: »Da das Wort ›Fülle‹ keinem Themengebiet und keiner Fachrichtung angehört, in den unterschiedlichsten Kontexten auftreten kann und auch für sich allein stehend kein präzises Konnotat bezeichnet, lässt es Rückgriffe auf einen großen Bestand von Assoziationen zu.«

299 Dies belegt sie anhand von in Lexikoneinträgen als ›Genies‹ verhandelten Musikern und Dichtern. Vgl. Niehle (2018), S. 43. Sie kommt zu dem Schluss: »Der Blick in die Nachschlagewerke des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts führt eine ästhetische und poetologische Kodierung des Wortes ›Fülle‹ im Sprachgebrauch vor Augen, die zeitlich mit der Idee zusammenfällt, die ›kunstspezifische sinnliche Erkenntnis‹ erfordere eine sensible Disposition.«

300 Niehle (2018), 239. Niehle liefert zudem eine umfangreiche begriffsgeschichtliche Aufbereitung der *copia*. Vgl. Niehle (2018), S. 19-38. Ihre Arbeit versteht sich »als Impuls und Eröffnung der literaturwissenschaftlichen Forschung zum Thema Fülle« (Nihle [2018], S. 17).

301 Als eine solche liest sich ihre Formulierung einer »Transformation der rhetorischen *copia* zur poetologischen Fülle« (Nihle [2018], S. 47). In der Narrativierung des Transformationspostulats geht Niehle (2018), S. 47 sogar so weit, (poetologische) Fülle und (rhetorische) *copia* einander gegenüberzustellen.

302 Was genau die »neuzeitliche[] poetologische[] Fülleproblematik« (Nihle [2018], S. 15) darstellt und inwieweit sie sich von einer frühneuzeitlichen unterscheidet, bleibt unscharf. Dort, wo die Grenzen zwischen sogenannter Vormoderne und Moderne aufweichen, bringt Niehle den Diskurs-Begriff zaghaft, aber nicht systematisch ins Spiel. Vgl. Niehle (2018), S. 207 in der Konturierung einer »Poetik der Fülle bei Jean Paul«.

zugrunde legen,<sup>303</sup> welches angesichts des Traditionsreichtums der *copia/Fülle* teilweise zu kurz greift.<sup>304</sup>

Bedingt durch die Annahme einer (vermeintlichen) »Enrhetorisierung des *copia*-Begriffs«<sup>305</sup> sowie durch eine einseitige Konzentration auf ästhetiktheoretische und poetologische Texte um 1800 kommt sie zu dem Schluss, in der Moderne eine entscheidende und von ihr teilweise überstrapazierte ›Neuerung‹ zu verzeichnen: das Subjekt und das Subjektive.<sup>306</sup> Die Verlagerung der *copia* ins Subjekt markiere den Verlust ihrer rhetorischen Kontrollierbarkeit und gestehe der sich auf der *elocutio* proliferierenden *copia* eine Eigendynamik zu, die ambivalent zwischen Reiz und Gefahr schwebe.<sup>307</sup>

- 303 Vgl. z.B. Niehle (2018), S. 239: »Rhetorische Mengenverwaltungen werden durch dynamische Strategien der Füllebewältigung abgelöst.« Vgl. auch Niehle (2018), S. 30: »Da, wo der feste Sinn verloren geht und Sinn zu einer rein subjektiven Größe wird, entwickelt sich die *copia* zum Problem, das nicht mehr durch formalisierte Mengenverwaltungstechniken zu beheben ist. Fortan steuert sie latent auf die Verlagerung ins Innere und schließlich die Vereinnahmung durch den Originalitätsgedanken zu. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird die *copia* als Teil eines regelgeleiteten Systems verschwunden sein und nur mehr noch vereinzelte Komponenten der *amplificatio*, Sinnpluralisierung und Verwaltungstechnik für die moderne Poetik bewahrt haben.« Unklar bleibt, wie die Ablösung der *copia* durch die Fülle sich zu der mehrfach thematisierten ›Kippfigur‹ verhält – einem »Kippmoment von Fülle zu Überfülle«, einen »prekären Punkt, an dem Fülle Bedrohlichkeit entfaltet« (Niehle [2018], S. 11).
- 304 Niehles Transformationsnarrativ verengt die *copia* als rhetorische Kategorie, die im Zuge einer allgemeinen und spezifisch ihrer eigenen ›Enrhetorisierung‹ dem Untergang geweiht sei, explizit auf eine poetologische Fülle. Vgl. z.B. Niehle (2018), 46 und 58. Etwas offener klingt zwar die Zusammenfassung am Ende, in der sie die übergreifende Tendenz der von ihr untersuchten Werke (Bodmer, Breitinger, Baumgarten, Mendelssohn, Lessing, Schiller und Jean Paul) darin sieht, dass die *copia* Teil einer diskursiven (und eben keineswegs nur poetologischen!) Praxis wird, was allerdings wiederum mit einem engen Rhetorik-Verständnis einhergeht. Diese Werke würden davon »zeugen [...], dass sich die rhetorische *copia* in eine poetologisch relevante moderne Fülle transformiert, die im Zuge der Poiesis nicht mehr nur verwaltet, sondern bewältigt werden muss. *Copia* ist kein rhetorischer Apparat mehr, sondern Teil einer textübergreifenden diskursiven Praxis.« (Niehle [2018], S. 112.)
- 305 Niehle (2018), S. 46. Vgl. auch Niehle (2018), S. 14: »Seit dem 18. Jahrhundert befreit sich die *elocutio* dann weitgehend von rhetorischen Auflagen. Die Verwaltung der *copia* weicht dem Versuch eine Fülle zu kontrollieren, die nun vom Innern des Subjekts generiert wird. Die Fülleproblematik gewinnt in dieser Zeit an ästhetischer Kontur und poetologischer Virulenz. Die Abwendung von Nachahmungsdoktrin und Regelpoetik treibt den Autonomisierungsprozess der Künste voran, in dessen Folge die Fülle an sprachlichen Ausdrucksweisen grenzenlos zu expandieren scheint.«
- 306 Einen entscheidenden Umschwung macht Niehle in der Verlagerung der *copia* ins Subjekt aus. Damit einhergehend bleibt die Rolle der Rhetorik in der Auseinandersetzung mit der *copia* vor dem 18. Jahrhundert konturlos. Vgl. Niehle (2018), S. 30: »Da, wo der feste Sinn verloren geht und Sinn zu einer rein subjektiven Größe wird, entwickelt sich die *copia* zum Problem, das nicht mehr durch formalisierte Mengenverwaltungstechniken zu beheben ist. Fortan steuert sie latent auf die Verlagerung ins Innere und schließlich die Vereinnahmung durch den Originalitätsgedanken zu. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird die *copia* als Teil eines regelgeleiteten Systems verschwunden sein und nur mehr noch vereinzelte Komponenten der *amplificatio*, Sinnpluralisierung und Verwaltungstechnik für die moderne Poetik bewahrt haben.« Vgl. außerdem Niehle (2018), S. 46 sowie S. 58.
- 307 Vgl. Niehle (2018), S. 33f.: »Weit entfernt davon, eine existentielle Bedrohung für das Schreiben darzustellen, wird die Fülle bewusst in die Werke eingelassen – nicht als subjektive, proliferative

Wenngleich Niehles Prämissen und Befunde zwar, wie skizziert, in einiger Hinsicht problematisch sind, so lassen sich doch mehrere bemerkenswerte Ergebnisse für die Deutung der Rekurrenzen des Supertexts dieser Studie hervorkehren: (1.) Auch Niehle konstatiert eine Ambivalenz der ›Fülle‹, wenngleich aufgrund ihres Korpus deren Geltungsbereich deutlich eingegrenzt ist. (2.) Bezogen auf im 18. Jahrhundert anzusiedelnde Transformationen im Rhetorikverständnis (welche Niehle bisweilen arg verkürzt) sind insbesondere folgende (neue) Eigenschaften der ›Fülle‹ hervorzuheben: Sie verschränkt *inventio*- und *elocutio*-Ebene und macht deutlich, dass es künstlerische Eigendynamiken gibt, die nicht in kalkulierten/-baren Produktionsprozessen aufgehen. In diesem Punkt fließen bei Niehle zwar die programmatische Ebene des zeitgenössischen Selbstverständnisses sowie die rhetorikgeschichtliche und weitergehend heuristische Dimension ineinander. Allerdings wird auch deutlich, dass die *copia (rerum et verborum)* die Ordnungskategorien der klassischen Systemrhetorik transgrediert – nicht zuletzt im Hinblick auf die fünf Produktionsstadien. (3.) Es wird deutlich, dass die ›Fülle‹ seit dem 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum starke programmatische Dimensionen aufweist und auf bestimmte, ineinander verschränkte Wahrnehmungs- sowie Darstellungsideale (›Grenzenlosigkeit‹, ›Empfindsamkeit‹, ›Zwecklosigkeit‹, ›Genie‹) bezogen ist. Diese Ideale haben ein poetologisch-programmatisches Echo weit über das 18. Jahrhundert hinaus und erklären einen Teil der ›Fülle‹-Rekurrenzen im ›Supertext‹ – insbesondere die positive Konnotation der rekurrenten *Mannigfaltigkeit*.<sup>308</sup>

Für ein weitergehendes Verständnis der Ambivalenz der ›Fülle‹ als ästhetische Kategorie, die zwischen Faszination und Bedrohung schwebt, ist es jedoch notwendig, den historischen Rahmen weiter zu spannen. Die in Dahlmanns Reisebericht wie auch in zahlreichen anderen Texten des Untersuchungskorpus argumentativ aufgefächerte ästhetische Verurteilung der ›(Über-)Fülle‹ lässt sich folgendermaßen begreifen: Um 1900 ist von einer neuen Konjunktur der argumentativen Funktionalisierung des ›Asianismus‹ gegenüber dem ›Attizismus‹ auszugehen, für die sich sowohl erste Ansätze in der Antike finden als auch deutliche Nachklänge in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Verschränkung zweier Oppositionen – ›Asianismus‹ und ›Attizismus‹ zum einen und ›Manierismus‹ und ›Klassizismus‹ zum anderen – ist, so die Hypothese, ein im Supertext der Studie virulenter Argumentationsrahmen, vor dessen Hintergrund sich insbesondere zwei Ausprägungen der ›Fülle‹-Rekurrenzen deuten lassen: (1.) die vehemente Verurteilung der ›Fülle‹ als *Maßlosigkeit*, als *Zügellosigkeit* und als *Verschwendung*;

---

Überfülle oder innerer Impuls, sondern als Demonstration von Sprachfertigkeit und Ausgestaltung einer allegorischen Weltsicht. Solange eine universale Einheit und eine topische Ordnung noch denkbar sind, bleibt jede (Über-)Fülle eine sekundäre: Sie ist außerhalb des Subjekts angesiedelt und kann nur durch die zusätzliche und höchst selektive Vermittlungsleistung der *inventio* in die Rede Eingang finden./Die barocken Rhetoriken des 17. Jahrhunderts zeigen, dass Sprache und Wahrnehmung noch uneingeschränkt als vom Dichter kontrolliert verstanden werden.«

308 Anknüpfend an Niehles Befund, »dass Pluralität, Vielheit oder Fülle schon sehr lange und immer wieder als ein Indikator des Schönen oder weiter gefasst des Ästhetischen fungiert haben« (Niehle [2018], S. 38) und dass diese »einen wichtigen Aspekt moderner Selbstbeschreibung und -wahrnehmung« (Niehle [2018], S. 40) darstellen, lässt sich die Präsenz der ›Fülle‹ als ein verzögerteres ›Nachhallen‹ der Verhandlung ästhetischer Paradigmen des 18. Jahrhundert in der populären Textsorte des Reiseberichts auffassen.

(2.) die ›Fülle‹ als das ›Andere‹ von ›Ordnung‹, ›Harmonie‹ und ›Gesamteindruck‹. Beide Ausprägungen sowie beide Thesen zur historischen Dimension des Phänomens (antike Wurzeln und Konjunktur um 1900) sind im Folgenden auszuführen.

Bereits in der Antike fungierte der ›Asianismus‹ als Waffe in Kämpfen um rhetorische Ideale und als Oppositionsbegriff zum ›Attizismus‹.<sup>309</sup> Die Kontrahenten des ›Asianismus‹ luden diesen negativ auf, wobei diese Negativurteile beträchtliche Schnittmengen mit den Aktualisierungen negativ gewerteter ›Fülle‹ im Supertext und insbesondere bei Dahlmann aufweisen.<sup>310</sup> Die prägnantesten drei Schlagworte sind: ›Luxus‹, ›Maßlosigkeit‹ und ›Ausschweifung‹.<sup>311</sup> Diese entsprechen im Supertext den Topoi der *Pracht* und der *Maßlosigkeit*, welche häufig auf Architektur, Kunst und Religion ›Indiens‹ bezogen werden, wobei ästhetische und moralische Bewertungen eng ineinander verschränkt sind.

Die zentrale These in dem Zusammenhang ist, dass der ›Asianismus‹ in seiner Opposition zum ›Attizismus‹ historisch jeweils unterschiedlich stark ›lokalisiert‹ ist und dass die auffälligen ›Fülle‹-Rekurrenzen im Supertext dieser Studie auf eine ›Relokalisierung‹ der dem ›Asianismus‹ zugeschriebenen Eigenschaften und deren Relationierung mit dem Imaginärraum ›Indien‹ um 1900 hinweisen.<sup>312</sup> Wenngleich Adamietz in seinem Eintrag zum ›Asianismus‹ im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* zwar ausführt, dass die Debatte historisch komplexer war und der tatsächliche Kampf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum umklammerte,<sup>313</sup> so konzediert er, dass die griffige Gegenüberstellung von ›Asianismus‹ und ›Attizismus‹ trotz begründeter Hinweise auf damit verbundene Fehlannahmen »wegen ihrer Geschlossenheit bis in die Gegenwart ihre Suggestivkraft nicht verloren«<sup>314</sup> habe.

In der Perspektive der Topik als Heuristik handelt es sich um einen komplexen (Forschungs-)Topos, der besonders angesichts seiner historischen Tiefe und seiner systematischen Komplexität aufschlussreich ist: u. a. als Oppositionsbegriff zum Attizismus und in Korrelation zum – dem Klassizismus gegenübergestellten – Manierismus. Es wäre ein anachronistischer Fehlschluss, Curtius' Betrachtung des Asianismus »als erste Form des europäischen Manierismus« (analog zum Attizismus als erstes Auftreten

309 Vgl. Adamietz (1992), besonders Sp. 1116-1117.

310 Beispielsweise bemängelten sie ›übertriebene Wortfülle‹ als für die *Asiatici oratores* charakteristisch, aber auch die ›Maßlosigkeit‹, das ›Aufgeblähte‹, ›Geschwollene‹. Vgl. Adamietz (1992), Sp. 1115-1117.

311 Vgl. Adamietz (1992), Sp. 1114.

312 Der ›Asianismus‹ ist als Topos von der wiederholten Re- und Delokalisierung des ›locus‹ betroffen: Während ›Asiaticus‹ von Cicero zunächst geographisch spezifisch gebraucht wurde, löst es sich in späteren Schriften davon ab und erscheint in einem allgemeinen stilkritischen Zusammenhang. Vgl. Adamietz (1992) Sp. 1114-1118. Die Bezogenheit auf ›asiatische‹ Imaginäräume schwankt offensichtlich stark: Der ›Asianismus‹ fungiert als Oppositionsbegriff zum ›Attizismus‹ sowohl ›lokalisiert‹ (im Sinne von auf Imaginäräume bezogenen Zuschreibungen) als auch ›delokalisiert‹ (im Sinne der Verhandlung ästhetisch-rhetorischer Ideale, deren etymologischer Ausgangspunkt fast vollständig verblasst ist).

313 Vgl. Adamietz (1992), Sp. 1118: »Die Richtung der Attici hat sich nicht durchsetzen können; noch vor Ciceros Tod ist sie überwunden, und damit ist auch der Konflikt zwischen Attizismus und Asianismus zu Ende. Die polemische Parole freilich existierte noch weiter [...]. Eine Bedeutung in einer Diskussion von Programmen kam ihr nicht mehr zu.«

314 Adamietz (1992), Sp. 1119.

des europäischen Klassizismus)<sup>315</sup> ohne Weiteres als Deutungsrahmen für den Super-text dieser Studie zugrunde zu legen. Allerdings beginnt diese wirkmächtige Linie eben nicht bei Curtius, sondern bei Eduard Norden und reicht von diesem über Curtius hin bis zu dessen Schüler G. R. Hocke.<sup>316</sup> Anknüpfend an Adamietz erscheint es durchaus plausibel, davon auszugehen, dass einige im ästhetisch-rhetorischen Diskurs seit längerem virulente Aspekte von Dichotomisierungen schließlich topisch kristallisieren. Der Beginn dieser (erneuten) Kristallisation bzw. Verfestigung des Oppositionspaars ›Asianismus-Attizismus‹ fällt auffällig in die Zeit um 1900 und ist ebenso wissenschaftlich problematisch wie populär: Entgegen aller unmittelbaren Differenzierungs- und Widerlegungsversuche war Eduard Nordens Versuch, »die Entwicklung der Kunstprosa durch eine griffige Antithese zu erfassen«<sup>317</sup>, stark rezipiert. Dieses Begriffs-paar des ›Asianismus-Attizismus‹ verfestigte sich in einer durch Curtius etablierten (Schein-)Korrelation<sup>318</sup> mit der Opposition von ›Manierismus-Klassizismus‹, die er aufgreift und durch die er die Opposition ›Romantik-Klassik‹ (in der Polarität von Klassik und Manierismus) zu ersetzen gedenkt.<sup>319</sup> Die für (Forschungs-)Topoi auffälligen Verflechtungen zwischen Objekt- und Metasprache zeigen sich in diesem Fall sehr deutlich.<sup>320</sup>

- 315 Vgl. zur Geschichte der Opposition von Asianismus und Attizismus auch Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 76 im Kontext der »Rhetorik im Altertum.«: »Die neue Manier wurde Asianismus genannt, ihre Gegner Attizisten. Man pflegt im Asianismus nach dem Vorgang Ciceros [...] zwei Stilarten zu unterscheiden: die witzelnd-sentenziöse und die schwülstig-pathetische. Sie lassen sich aber nicht scharf scheiden. Beiden gemeinsam ist das Haschen nach überraschenden Effekten. Die Einzelheiten und Nuancen brauchen uns nicht zu kümmern. Das Phänomen selbst aber ist für das Verständnis der europäischen Literatur eminent wichtig. Es bedeutet das erste Auftreten dessen, was wir fortan als literarischen Manierismus bezeichnen wollen. Der Asianismus ist die erste Form des europäischen Manierismus, der Attizismus des europäischen Klassizismus.«
- 316 Während Curtius von ›Asianismus‹ und ›Attizismus‹ als Vorläufern des europäischen ›Manierismus‹ und ›Klassizismus‹ sprach, ging sein Schüler G. R. Hocke noch weiter. Dieser »radikalisierte diese Sicht, indem er [...] Manierismus mit A[sianismus] und Klassizismus mit Attizismus gleichsetzte und die asianisch-manieristische Rhetorik als ›Para-Rhetorik‹ der Deformation der attizistischen Rhetorik, begriff.« (Robling [1992], Sp. 1120.) Vgl. zu Hockes Para-Rhetorik-Begriff in der Tradition Curtius' auch Traninger (2003), besonders Sp. 562. Gleichwohl ist die Radikalisierung in den Generalisierungen des Manierismus-Kapitels von Curtius bereits klar angelegt. Vgl. z. B. Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 277, die die Konstrukthaftigkeit der Oppositionsbildung durchaus bedenkt: »In diese Sinne verstanden ist der Manierismus eine Konstante der europäischen Literatur. Er ist die Komplementär-Erscheinung zur Klassik aller Epochen.«
- 317 Adamietz (1992), Sp. 1119.
- 318 Wenngleich die Korrelation beider Oppositionspaare – wie viele ›Forschungstopoi‹ (wozu auch topische Oppositionen zu zählen sind) – auf Fehlannahmen basiert, so hatte sie ausgerechnet um 1900 Konjunktur. Dass die beiden Oppositionspaare die ästhetischen Paradigmen auch der Beurteilung indischer Kunst innerhalb des Supertexts geprägt haben, ist allerdings offensichtlich.
- 319 Vgl. z. B. Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 277, der die Konstrukthaftigkeit der Oppositionsbildung durchaus bedenkt: »Wir hatten gefunden, daß das Begriffspaar Klassik-Romantik von sehr bedingter Tragweite ist. Die Polarität von Klassik und Manierismus ist als begriffliches Instrument weit brauchbarer und kann Zusammenhänge erhellen, die leicht übersehen werden. Vieles von dem, was wir als Manierismus bezeichnen werden, wird heute als ›Barock‹ gebucht. Mit diesem Wort ist aber soviel Verwirrung angerichtet worden, daß man es besser ausschaltet.«
- 320 Für die Vermischungen von Objekt- und Metasprache ist besonders interessant, dass in der Darlegung des Asianismus bei Norden, Curtius und Hocke fast alle Aktualisierungsformen der ›Fülle‹,

In der (orientalistisch, indologisch, germanistisch geprägten) Forschung mehr als in den Reiseberichten des Supertexts ist die ›Romantik‹ eng an ›Indien‹ gebunden: ›Indien‹ ist das ›Gegenüber der Klassik‹. Eine derart topisch verfestigte ›Fülle‹ kann in ganz unterschiedliche Richtungen entfaltet werden. Gerade aus dieser hochgradigen Ambivalenz bzw. Polyvalenz sind die enormen ›Fülle‹-Rekurrenzen im Supertext begründet. Die genannten Oppositionspaare – ›Asianismus-Attizismus‹, ›Manierismus-Klassizismus‹, ›Romantik-Klassik‹ – sind anschlussfähig für weitere sehr ›kombinationsfreudige‹ Binär-Topoi und verschränken sich ineinander zu einem komplexen Bewertungssystem. An die Oppositionspaare schließen sich im Supertext – immer in Verbindung mit dem als argumentatives ›Scharnier‹ wirksamen Super-Topos – weitere Oppositionen an, wie die von Rationalität/Irrationalität<sup>321</sup> sowie von moralischem/unmoralischem Verhalten. Es wird die Verschränkung von ästhetischen, religiösen und moralischen Diskursen deutlich, welche sich über die Topik als Heuristik anhand ihrer Kristallisationen (re-)konstruieren lässt. Insbesondere zwischen RELIGIONS- und KUNST-Cluster der Indien-Topik finden sich, wie aus der Supertextanalyse sowie den Ausführungen zu Dahlmanns Text deutlich geworden ist, vielfältige Kollokationsmöglichkeiten für diese topisch verdichteten Binäroptionen.

Besondere Vorsicht ist im Rahmen der Topik als Heuristik geboten, insofern diese Binär-Topoi als ›Forschungstopoi‹ Objekt- und Metasprache auf eine Weise vermengen, die entweder anachronistisch ist oder in anderer Hinsicht zu Inkonsistenzen und fragwürdigen Bewertungsmechanismen führt.<sup>322</sup> Insbesondere im Hinblick auf die ›Fülle‹ in der Moderne ist Skepsis gegenüber einem verkürzenden Narrativ geboten, welches ›Fülle‹ mit Pluralität assoziiert und aufwertet, andere auf ›Einheit‹ oder ›Synthese‹ bedachte Tendenzen (die nicht im ›Höhenkamm‹ der ›Avantgarde‹ angesiedelt sind) hingegen ausblendet.<sup>323</sup>

Genauer zu (re-)konstruieren wäre, inwieweit die dargelegte topische Revitalisierung des ›Asianismus‹ in Opposition zum ›Attizismus‹ um 1900 nicht auf ›Asien‹<sup>324</sup> generell bezogen ist, sondern auf den Imaginärraum ›Indien‹ zugespitzt ›relokalisiert

---

wie sie im Supertext dieser Studie virulent sind, aktualisiert werden. Vgl. z.B. Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 277, Herv. M. H.: »Schon in der Spätperiode Rafaels findet die Kunstgeschichte die Keime dessen, was sie Manierismus nennt und als Entartungsform der Klassik deutet. Eine künstliche ›Manier‹, die sich in verschiedensten Formen äußern kann, *überwuchert* die klassische Norm.«

321 Vgl. z.B. Fröhlich (2014), S. 42 in Bezug auf Novarina: »Die Metaphern, die für die Beschreibung des Schreibprozesses verwendet werden – Fortpflanzung, Natur, Frühling, körperliche Verausgabung, Maschinalität, Explosion – sind ohne eine Vorstellung von Fülle nicht denkbar. Ihnen gemein ist ein antirationaler Impetus, der sich auch in Novarinas Faszination für die Schriften Jeanne Guyongs widerspiegelt.«

322 Vgl. V.2.5.

323 Man könne, so Jacob, »zumindest vermuten, dass die Zunahme von Pluralität in ästhetischen Darstellungspraktiken ein Indikator von steigender Modernität oder vorsichtiger formuliert: einen wichtigen Aspekt moderner Selbstbeschreibung und -wahrnehmung darstellt. Und zwar insofern, als die rahmende Einheit von Pluralität und Fülle als Ziel oder auch nur als Möglichkeit ästhetischer Praxis in zunehmender Weise aufgegeben bzw. als unerfüllbar erkannt wird. So ließe sich möglicherweise der Verzicht auf Einheitsvorstellungen oder zumindest ihre Abschwächung als Signum einer radikalisierten ästhetischen Modernität ansetzen.« (Jacob [2011], S. 40.)

324 Selbstverständlich hat dieses ›Asien‹ quasi keine geographischen Schnittmengen mit dem ›antiken Asien‹ mehr, was jedoch für die ›De-/Relokalisierungen‹ unerheblich ist.

wurde. Es ist davon auszugehen, dass dies der Fall ist und dass sogar eine auffällige wechselseitige Verstärkung innerhalb einer funktional ausdifferenzierten Asien-*Topik* vorliegt. Hinweise dafür gibt es in den Referenzstudien zu Japan- und Chinareiseberichten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in denen die ›Fülle‹ eine auffällig geringe Rolle spielt. Vielmehr scheint die ›indische‹ ›Fülle‹ innerhalb der Asien-*Topik* sowohl ›chinesischer‹ *Uniformität*<sup>325</sup> als auch ›japanischer‹ *Monotonie*<sup>326</sup> gegenüberzustehen. Die dargelegte ›Fülle‹ ›Indiens‹ verstärkt sich in ihrer Wechselwirkung mit der topischen *Uniformität* und *Monotonie* ›Chinas‹ und ›Japans‹.<sup>327</sup>

### V.2.3. Die ›Fülle‹-Rekurrenzen im Kontext: Kognitive, imaginative und epistemologische Dimensionen

Um 1900 erscheint die ›Fülle‹ in den untersuchten Indienreiseberichten als eine Art topisches Zentrum: Sie lässt sich als Super-Topos begreifen, der in zahlreichen Aktualisierungsformen erscheint. Die Rekurrenzen sind, wie dargelegt, rhetorikgeschichtlich und auch poetologisch zu deuten, weisen aber – und dies gilt es im Folgenden weiter auszuführen – auffällige kognitive, imaginative sowie epistemologische Dimensionen

325 So hat sich in Bezug auf China im 19. Jahrhundert insbesondere der Topos der ›Uniformität‹, ›Einheitlichkeit‹ oder ›Einförmigkeit‹ ausgeprägt, welcher mit dem der ›Stabilität‹ bzw. ›Stagnation‹ kombiniert wird. Vgl. Jacobs (1995), S. 96, S. 126 und S. 196.

326 Schmidhofer sieht in ähnlicher Tendenz den »Eindruck der Monotonie« in Bezug auf Japan als ein rekurrentes Wahrnehmungsmuster, welches »sowohl auf das Bild von Stadt und Land als auch auf das Verhalten und Aussehen der Menschen« bezogen sein konnte. Vgl. Schmidhofer (2010), S. 396. Der Topos der ›Einförmigkeit‹ ist jedoch nicht ausschließlich als ›raumtopisch‹, sondern als Interferenz einer solchen Topik und einem gattungstopischen ›Dynamisierungstopos‹ zu lesen, insofern eine ›Einförmigkeit‹ teilweise nicht unmittelbar ›dem Fremden‹ attestiert wird, sondern auch als sich im Verlauf der Reise einstellend aktualisiert wird. Vgl. mit ähnlichem Befund auch Pekar (2003), S. 194.

327 Diese Deutungen der Hinweise in Referenzstudien sind selbstverständlich nicht mehr als begründete Vermutungen, die selbstverständlich genauer am entsprechenden Primärtextmaterial zu (re-)konstruieren wären. Dass ein solcher, auf Ergebnisse von Referenzstudien bezogener, vergleichender Befund sich heuristisch auf einer anderen Ebene bewegt, als dies der Fall wäre, wenn die Gegenüberstellungen auch objektsprachlich nachzuweisen wären, gilt es zu reflektieren.

auf.<sup>328</sup> Diese Dimensionen sind als heuristische Kategorien zu verstehen, welche Phänomene systematisieren, die auf Objektebene ineinander verschränkt sind.<sup>329</sup>

Die kognitive Dimension zeigt sich vor allem in den dargelegten Rekurrenzen der ›Fülle‹ als *Überwältigung* sowie als *Mannigfaltigkeit*.<sup>330</sup> Wenngleich die bereits problematisierte These der ›Enthetorisierung der *copia*‹ nicht plausibel ist, so ist Niehles Überlegung, dass »die Fülle [...] als Metapher für Zustände der Überforderung, des Chaos und der Proliferation fungiert und als solche eine neue Produktivität erlangt«<sup>331</sup>, überzeugend. Sie sieht Zusammenhänge zwischen Grunderfahrungen in der ›Moderne‹ und damit verbundenen Dispositionen des ›Subjekts‹,<sup>332</sup> welche sie auf »spezifische Formen der Rede sowie Regulierungs- und Ordnungsmaßnahmen«<sup>333</sup> bezieht. Allerdings ist ihr Fokus die poetologische Dimension dieser Überforderung. Innerhalb der Reiseberichts-Topik hingegen lassen sich die im WAHRNEHMUNGS-Cluster angesiedelten Rekurrenzen von *Überwältigung* und *Mannigfaltigkeit* als kognitive Dimension der ›Fülle‹-Rekurrenzen deuten. Auf dieser Ebene können sich Überforderungserfahrungen ebenso ausdrücken wie Affirmationen des Irrationalen oder einer von den Zwängen der Ordnung und Ratio befreiten Wahrnehmung – die wiederum ästhetisiert wird und sich in Textverfahren realisiert.<sup>334</sup>

Diese sich topisch herauskristallisierende kognitive Dimension der ›Fülle‹-Erfahrung innerhalb der Reiseberichts-Topik verstärkt sich wechselseitig mit der

328 Für die Kontextualisierung und Deutung der Relevanz des Super-Topos ist es nicht nur von Bedeutung, den historischen Rahmen relativ weit zu spannen. Ebenso wichtig ist es, sich nicht nur auf die poetologischen bzw. programmatischen Dimensionen der ›Fülle‹ zu beschränken. Niehle hingegen bezieht sich in ihrer Profilierung der ›Fülle‹ als ästhetische und poetologische Kategorie um 1800 auf den ›kulturellen Höhenkamm‹ ästhetiktheoretischer Reflexionsebenen und markiert die epistemologische Dimension des Phänomenbereichs explizit als außerhalb ihres Untersuchungsfeldes liegend. Vgl. Niehle (2018), S. 37f.: »Es sollen nicht die Formationen zwischen Enzyklopädik und Poetik betrachtet, sondern die poetologischen Implikationen eines Schreibens ergründet werden, unter dessen vielschichtigen Wucherungstendenzen [...] der gesteigerte Wissenstransfer eben nur ein Teilaspekt ist. [...] Es geht weniger darum, die Rekonstruktion eines ›Ganzen‹ [...] nachzuvollziehen, als vielmehr einen diffizilen Counterpart zu ermitteln – ›Fülle‹ nicht als Indikator einer angestrebten Vollständigkeit, sondern für sich stehend, als Störmoment oder Krise in seiner poetologischen Eigenständigkeit betrachtet.«

329 Die Verschränkungen werden im Anschluss an die zunächst getrennte Betrachtung der Dimensionen exemplarisch nachvollzogen.

330 Während die *Mannigfaltigkeit* auf die ›äußere Fülle‹ bezogen ist, wird der *Überwältigungs*-Topos häufig als ›innere Fülle‹, d.h. als ein Effekt der ›Überflutung an Eindrücken‹ funktionalisiert. Vgl. V.2.1. Diese Unterscheidung findet sich in ähnlicher Weise auch bei Niehle: Für sie ist Fülle entweder eine vom Subjekt selbst produzierte, der Einbildungskraft entspringende Fülle oder die Fülle der erfahrenen und wahrgenommenen Phänomene der Welt.« (Niehle [2018], S. 52.)

331 Niehle (2018), S. 15.

332 Vgl. Niehle (2018), S. 13: »Die Bedrängung durch die Masse individueller Empfindungen und Erfahrung ist zudem ein zentrales Merkmal des modernen Subjektbegriffs.«

333 Niehle (2018), S. 15.

334 Vgl. auch Niehle (2018), S. 44: »Der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entstehende Kunstdiskurs [...] bedient sich des Vokabulars der Fülle, um über die Freiheiten einer sich ihrer Zwecke entledigten Dichtung, über die fantastischen Möglichkeiten des von allen Regeln befreiten Genies und die neu gewonnene, grenzenlose Wahrnehmung einer im Subjekt erst entstehenden Welt zu sprechen.«

imaginativen Dimension der *Vielfalt* und des *Chaos* innerhalb der *Indien-Topik*. Die sogenannte ›imaginative‹ Dimension der ›Fülle‹-Rekurrenzen deutet diese als Musterbildungen, welche auf in der *imaginatio* verankerte, topisch verdichtete Such- und Fluchtbewegungen verweisen. Die Ambivalenz der ›Fülle‹ führt auch bezogen auf diese imaginative Dimension zu den zahlreichen Kombinationen, in denen sie im Supertext zu beobachten ist. Sie ist einerseits das, was als das *Echte* gesucht wird. Andererseits ist sie ›dämonisch‹, ›bedrohlich‹, ›maßlos‹ und als ›Gefahr‹ immer wieder Gegenstand der Betrachtung.

Neben den genannten Dimensionen erlangt die ›Fülle‹ um 1900 eine neue epistemologische Virulenz.<sup>335</sup> Zum einen stellt sich die ›Fülle‹ als Prinzip dar, das die ›Lebens-/Naturwissenschaften‹<sup>336</sup> im ausgehenden 19. Jahrhundert und deswegen auch die Naturwahrnehmung in den Reiseberichten strukturiert.<sup>337</sup> Zum anderen sind die Naturwissenschaften modellbildend für die um 1900 noch recht jungen ›Wissenschaften vom Fremden‹ (Ethnologie, Ethnographie, Volkskunde, Völkerpsychologie<sup>338</sup>) und bedingen die beschriebenen rekurrenten Kollokationen der ›Fülle‹ des *Volkslebens* oder der *Mannigfaltigkeit an Typen*.

In den mit den ›Fülle‹-Rekurrenzen häufig kombinierten Aktualisierungen des *Typen-Topos* kristallisiert zudem die »[u]m und nach 1900 [...] nahezu flächendeckende Konjunktur des typologischen Denkens«<sup>339</sup>. Das typologische Denken funktioniert in dieser Lesart als Bewältigungsstrategie der ›Fülle‹. Es ist außerdem – und dies ist ins-

335 Die Virulenz der epistemologischen Dimension der ›Fülle‹ betont auch Stöckmann in einem Beitrag zu *Textverfahren der Copia* um 1890 mit Bezug auf Wilhelm Bölsche: »Die Formulierung markiert ein epistemologisches Kerndilemma der naturalistischen Stadtdarstellung. Es gründet in einer überwältigenden *copia rerum* und macht deutlich, dass das Reale aufgrund seiner phänomenalen Fülle bereits selbst als Ästhetisches auftritt und daher die Qualität des ›nur‹ Referentiellen nicht besitzt. Dies steht im Kontext einer sehr spezifischen Auffassung der ›Fülle‹ (und des ›Realen‹) als Problemstellung für die Wahrnehmung und Darstellung um 1900: »Fülle, so ließe sich vorläufig sagen, ist die dem Naturalismus gegebene diegetische Realität und zugleich das Problem seiner Selektivität.« (Stöckmann [2013], S. 321.)

336 Niehle ergänzt durch die Analyse von Goethes *Metamorphose der Pflanzen* eine wichtige Dimension der ›Fülle‹, wobei sie mit der behaupteten Entfernung der Fülleproblematik von der Rhetorik wiederum einen engen Rhetorik-Begriff zugrundelegt. Vgl. Niehle (2018), S. 240: »Die Fülle als integrativer Bestandteil des unentwegt produzierenden Lebens wird bei Goethe einer naturphilosophisch-biopolitischen Poetik überantwortet, die keine unkontrollierbare Masse zulässt, sondern selbstregulative Gesetzmäßigkeiten aufsucht. Diese ökonomische Effizienz der Poiesis grenzt sich von einer vormodernen Zweckmäßigkeit ab, indem sie die schöpferischen Kräfte und Potenziale der Fülle bündelt, statt ihre Energien als destruktiv und gefährlich zu begreifen und zu unterbinden.«

337 Am rekurrentesten und beeindruckendsten stellt sich dieser Zusammenhang in Ernst Haeckels *Indischen Reisebriefen* dar, ist jedoch keineswegs ausschließlich dort zu beobachten.

338 Vgl. hierzu mit Bezug auf Dahlmann auch Choné (2015), S. 288. Vgl. auch Myers, der jedoch keinen Bezug zu Wundt herstellt: »In such passages Dahlmann aspires to penetrate the Indian psyche – to fathom their cultural motivations and sensibilities, which he sought by studying India's artistic and architectural artifacts.« (Myers [2008], S. 170)

339 Müller-Tamm (2015), S. 305.

besondere für die ›Verwissenschaftlichung des Fremden‹<sup>340</sup> relevant – von der Frage geleitet, wie die jungen Forschungsbereiche und (Sub-)Disziplinen verfahren müssen, um als Wissenschaften akzeptiert zu werden.<sup>341</sup> Eine wichtige Rolle spielt dabei, dass der Typen-Begriff im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst in den Naturwissenschaften und dann in den Sprachwissenschaften an Bedeutung gewinnt,<sup>342</sup> was die Relevanz des typologischen Denkens für eine (natur-)wissenschaftliche Legitimierung verschiedener Aneignungs- und Bewertungspraktiken<sup>343</sup> im ethnologischen und anthropologischen Diskurs bedingt. Die ›Fülle‹-Rekurrenzen lassen sich in diesem Sinne als ein um 1900 spezifischer Umgang mit Diversität deuten, welcher sowohl Verlangen nach Ordnung als auch Grenzen und Eigendynamiken, »wo sich Diversität gegen den Willen zur typologischen Ordnung behauptet«,<sup>344</sup> anzeigt.<sup>345</sup>

- 
- 340 Nur mittels Typologisierung – so beispielsweise ein bereits dargelegtes Argument – könne man sich im »Urwalddickicht« Indiens (wissenschaftlich) bewegen und nur durch die abendländische Wissenschaft sei dies teilweise bereits erreicht worden.
- 341 Was Müller-Tamm für »[g]eisteswissenschaftliche Begründungsstrategien um und nach 1900« im Hinblick auf die Kunstwissenschaften und das (stil-)typologische Denken darlegt – es »geht um die Legitimierung der Geistes- und Kulturwissenschaften jenseits der nunmehr kritisierten positivistischen Faktengläubigkeit des 19. Jahrhundert« (Müller-Tamm [2015], S. 305) –, lässt sich in Teilen übertragen auf die ›Verwissenschaftlichung des Fremden‹. Vgl. Müller-Tamm (2015), besonders S. 305f., S. 312, S. 315-317.
- 342 Vgl. Müller-Tamm (2015), S. 305ff. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die »höchst virulenten wissenschaftstheoretischen Diskussionen um das Verhältnis von Kultur- und Naturwissenschaften«, welche als »entscheidende Einsatzstelle für die Karriere des Typuskonzepts im frühen 20. Jahrhundert« (Müller-Tamm [2015], S. 306f.) interpretierbar sind, sich jedoch zuvor bereits abzeichnen. Die interdiskursiv praktizierte, (populär-)wissenschaftliche Verwendung des *Typen*-Begriffs geht den kunstwissenschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Theoretisierungen und der darin vertretenen Ablehnung des Positivismus voraus und verstärkt sich dann im Rahmen dieser Konjunktur.
- 343 Genauer zu prüfen wäre der Zusammenhang von typologischem und stiltypologischem Denken im Supertext dieser Studie, wobei im Hinblick auf Legitimationspraktiken und deren textuelle Realisation von Schnittmengen auszugehen ist. Vgl.: »Die Faszinationskraft des stiltypologischen Denkens [...] liegt in seinem mehrfachen Synthescharakter: in der Verbindung von gegenstandsnaher Form- und Strukturbeobachtung mit weiträumigen geistesgeschichtlichen oder psychologischen Ausdeutungen, in der Synthese anthropologischer oder historischer Perspektiven, in der Verbindung empirischer oder transzendentaler [...] Ansätze und nicht zuletzt im wissenschaftlichen Überbietungscharakter des sich wertfrei gebenden typologischen Unternehmens, das die aktuellsten Kunstströmungen ebenso zu integrieren erlaubt wie die streitenden Parteilagen der tradierten Form- und Gehaltskritik.« (Müller-Tamm [2015], S. 317.)
- 344 Müller-Tamm (2018), o. S.
- 345 Vgl. dazu Müller-Tamm (2018), o. S.: »Wo Diversität herrscht (bzw. als beherrschend wahrgenommen wird), wächst auch das Streben nach Übersicht und Ordnung. Der für die großräumig gefasste Zeit um 1900 charakteristische Umgang mit dem – wie man sagen könnte – Diversitätsdruck ist das Typisieren und Typologisieren. Um 1900 haben Typenbildungen aller Art Konjunktur. Typenlehren kursieren nicht nur in naturwissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch in Philosophie, Soziologie, Psychologie, Medizin, Anthropologie, Geschichte, Literatur- und Kunstwissenschaften sowie im populären kulturtheoretischen Schrifttum der Zeit. [...] Grob gesprochen gibt es zwei Extreme: die Typologien, die Diversität tendenziell aufheben, eliminieren, und solche, die Diversität eher arrangieren, perspektivieren und in diesem Sinn bewahren. [...] An zwei maßgeblichen Denkern des typologischen Booms um 1900, Nietzsche und Dilthey, lassen sich diese verschiedenen

Wie bereits thematisiert, sind diese verschiedenen Dimensionen auf der Objektebene eng ineinander verwoben und zudem gekoppelt an die bereits dargelegten ästhetischen, programmatischen bzw. poetologischen Dimensionen (vgl. V.2.2.). Dahlmanns Text verweist repräsentativ und singular auf die Verschränkungen von ästhetischen, kognitiven und imaginativen Dimensionen, die zudem mit einer ausprägten Bewertung von un-/moralischem Verhalten einhergehen.

Der enge Zusammenhang der unterschiedlichen Dimensionen wird zudem durch die wechselseitigen Verstärkungen der ›Fülle‹-Rekurrenzen potenziert, welche in beiden *Topiken* verankert sind und diese zudem miteinander verschränken. So findet die ›Fülle‹ beispielsweise als ›kognitive Fülle‹ Eingang in ein topikisch verdichtetes ›Subjekt‹-Erleben: Sie muss – im Zuge von Aufwertungen des Nicht-Klassischen – nicht mehr getilgt, also zwangsläufig in einen ›Gesamteindruck‹ übersetzt und zu einer ›Einheit der Mannigfaltigkeit‹ stilisiert werden. Stattdessen kann das Erleben von ›Fülle‹ inszeniert werden. Gerade wenn man im Anschluss an Curtius von einer zyklischen Wiederkehr des Manierismus wie des Klassizismus ausgeht,<sup>346</sup> erscheint ein derartiger Verzicht auf das synthetisierende, die ›Fülle‹ bändigende ›Einheitsparadigma‹ nicht als ›Avantgarde‹, die auf eine historisch eingegrenzte, ›neuzeitliche‹ ›Moderne‹ beschränkt wäre. Die Topik als Heuristik ermöglicht in ihrer Option, das transhistorische Wirken bestimmter Topoi oder topikischer Phänomene in diachroner Perspektive nachzuvollziehen, eine differenziertere Betrachtung bestimmter Konjunktur-Phänomene. Diese werden mitunter in objekt- und metasprachlichen Vermengungen, die insbesondere innerhalb der Literaturwissenschaft zu beobachten sind, historisch verkürzt oder verzerrt.<sup>347</sup>

#### V.2.4. Die ›Fülle‹ im ›Zirkel der Topik‹ II: Zwischen Objekt- und Metasprache

Die besondere Komplexität und Zirkularität der ›Fülle‹ ergibt sich daraus, dass sie zugleich als topikisches Phänomen, als transhistorischer Quasi-Topos mit verschiedenen Ausprägungen (*copia*, *abundantia*, *Fülle*) wirksam ist und zugleich ein topikisches Prinzip beschreibt.<sup>348</sup> Für die Topik im Allgemeinen ist in diesem Zusammenhang die von Bornscheuer in der Auseinandersetzung mit Cicero wiederholt aufgegriffene und kommentierte Verschränkung von *copia rerum* und *copia verborum* zentral.<sup>349</sup> Die ›Fülle‹ for-

---

Richtungen des Umgangs mit Diversität bzw. Perspektiven auf das Verhältnis von Typologie und Diversität ablesen.«

346 Vgl. Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 277.

347 Vgl. dazu V.2.5.

348 Mit der ›Topos-Ähnlichkeit‹ bzw. ›-Verbundenheit‹ der *copia* setzt sich bereits Cave auseinander, der sie etwas vage bleibend in einer Art Annäherung als »appropriate to topical logic« beschreibt und dabei heraushebt, dass »the semantic field of *copia* includes not only the notion of *abundance* itself but also the place where *abundance* is to be found, or, more strictly, the place and its contents« (Cave [1979], S. 6). Die Fülle fungiert in diesem Sinne als *sedes argumentorum* und als Argument. Dies hängt eng mit der bereits in Abschnitt I betonten Transgression der Form-Inhalt-Dichotomie der Topik zusammen: Die *Fülle* bewegt sich wie andere Topoi auch jenseits von Grenzziehungen zwischen ›formaler‹ und ›materialer Topik‹; sie führt vor Augen, inwiefern diese nicht greifen – allerdings aufgrund ihres singularen Status noch einmal anders als andere Topoi.

349 Vgl. Bornscheuer (1976a), S. 69 sowie IV.1.1. Auch Niehle (2018), S. 21 verweist mit ähnlichem Befund auf diese Traditionslinie: »Ein weiterer Aspekt des Begriffs ist die Trennung zwischen *copia*

dert zur Überwindung verschiedener Dichotomisierungen der Toposforschung heraus, wobei gegenüber (Schein-)Korrelationen der einzelnen Dichotomien Vorsicht geboten ist. Cave betont in diesem Sinne beispielsweise, dass es irreführend sein könne, die Relationen von *res* und *verba* mit der von *inventio* und *elocutio* gleichzusetzen.<sup>350</sup> Niehle geht in ähnlicher Tendenz davon aus, dass sich die *copia* dichtungstheoretisch um 1800 auf und zwischen allen drei Ebenen bewegt: der *inventio*, der *dispositio* und der *elocutio*.<sup>351</sup> Diese Befunde verdeutlichen, wie stark Historizität und Systematik im ›Zirkel der Topik‹ – zwischen Toposforschung und Rhetorikgeschichte – ineinandergreifen.<sup>352</sup> Der »doppelte Redestrom« von *copia rerum* und *copia verborum* ist zwischen rhetorisch-topischer Fähigkeit sowie entsprechend geprägter Wahrnehmung und Darstellung und sprachlicher Realisierung nicht ohne Weiteres zu fixieren.<sup>353</sup> Auch die Grenze zwischen *amplificatio* und *copia* ist nicht eindeutig zu ziehen und historisch in Bewegung.<sup>354</sup>

Die ›Fülle‹ als Quasi-Topos und als topisches Prinzip zugleich fordert zu verschiedenen Bewältigungsstrategien der ›Fülle‹ im ›Zirkel der Topik‹ heraus. Aufschlussreich ist Bornscheuers ungenauer Umgang mit diesen Herausforderungen. Er sieht in der Diskussion von Ciceros Konzeption der *copia rerum et verborum* sein Funktionsmoment der

---

*rerum* und *copia verborum*, die bereits Quintilian und Cicero konkretisieren. Von Anfang an ist dem Begriff dadurch eine markante und nicht zu vernachlässigende Doppeldeutigkeit inhärent: Ausgehend vom Verhältnis zwischen den Worten und den Dingen, die sie bezeichnen, stellt sich die Frage, ob artistische Wortfülle überhaupt von der Fülle des Bezeichneten zu trennen ist. Bereits die rhetorischen Wurzeln des Begriffs *copia* legen somit dessen erkenntnistheoretische Fundamentaltät offen – in seiner Doppelheit rührt er an eine noch für die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts maßgebliche und höchst problematische Beziehung.«

350 Cave (1979), S. 18. Vgl. auch Cave (1979), S. xi und S. 21.

351 Vgl. Niehle (2018), S. 12-16. Niehle strukturiert dort sogar ihre Zwischenkapitel entsprechend, so dass sich die drei Begriffe in den jeweiligen Titeln wiederfinden: »1. *Copia* und *inventio* [...], 2. *Copia* und *dispositio* [...], 3. *Copia* und *elocutio* [...]«. Fröhlich stellt in ihrer Studie zur *Poetik der Fülle* im Werk Novarinas in ähnlicher Tendenz die *copia* als »eine Grundbedingung der literarischen Produktion dar, die die Fülle der *inventio*, *dispositio* und der rhetorischen Mittel ebenso umfasst wie deren lexikalische Ausgestaltung und welche somit auf alle Ebenen des Diskurses einwirkt.« (Fröhlich [2014], S. 43.)

352 Sie verweisen auch auf die in Kapitel I.2.1. begründete Notwendigkeit der Überwindung einer Dichotomie von ›formaler‹ und ›materialer Topik‹. ›Die ›Fülle‹ als ein *copia rerum* und *copia verborum* umklammerndes Phänomen, so ließe sich etwas zugespitzt formulieren, fordert in ihrer Unschärfe zu einer Transgression der ›Form-Inhalt-‹ oder ›Worte-Dinge-‹ Dichotomie geradezu heraus. Vgl. auch Fröhlich (2014), S. 43 sowie Cave (1979), S. 21: »The word *copia* thus be seen to provide a unifying frame which overrides the duality of words and things, while avoiding the sense of classifying method evoked by the term ›rhetoric‹.«

353 Niehle (2018), S. 24 spricht von einem die *copia dicendi* kennzeichnenden »semantische[n] Schwancken« zwischen einem Vermögen oder einer Fähigkeit einerseits und einem sichtbaren Ergebnis in der konkreten sprachlichen Verwirklichung andererseits.

354 Vgl. Cave (1979), S. 8 : »Melanchthon and others will continue to use *amplificatio* from time to time as a synonym for *copia*; but the shift from medieval *amplificatio* to Renaissance *copia* is nevertheless a major one.« Vgl. auch Bornscheuer (1976b), S. 314f.: »Topik war immer beides: Inbegriff der geltenden Argumentationsnormen und zugleich – im Horizont der Vorurteils-Struktur – das Instrument zur Entfaltung eines unbeschränkten Erfindungsreichtums an Gedanken- und Sprachfülle (*copia rerum et verborum*).« Ähnlich komplex gestaltet sich das Verhältnis der *copia* zur *brevitas*, welche teilweise in Opposition gesetzt, teilweise auch als Teil der *copia dicendi* aufgefasst wurde. Vgl. z.B. Niehle (2018), S. 22 und S. 24.

›Potentialität‹ als synonym mit dem ›Merkmal der Fülle‹, die er zugleich als ›topisch-dialektisches Prinzip‹ begreift.<sup>355</sup>

Im Anschluss an Bornscheuer lässt sich von zwei Dimensionen des ›Reichtums der Gesichtspunkte‹ ausgehen: zum einen von der Dimension, dass man für jedes Diskussionssujet oder jede Problemstellung eine Vielzahl (›Fülle‹) von Topoi (*genitivus subjectivus*) ansetzen kann; zum anderen von der zweiten Dimension, dass man unter jedem Topos eine Vielzahl an Aktualisierungsmustern (*genitivus objectivus*) subsumieren kann, dass also jeder Topos eine ›Fülle‹ an möglichen Aktualisierungsformen in sich trägt.<sup>356</sup> Diese beiden Varianten oder ›Potentiale‹ verknüpft Bornscheuer überzeugend mit zwei Ordnungsprinzipien. Nicht plausibel hingegen ist Bornscheuers Auffassung der ›Fülle‹ als ›Widerpart‹.<sup>357</sup> Vielmehr ist die Fülle als synthetisierend-dynamisierendes Prinzip zu begreifen, welches die doppelte Funktionsweise von Topoi zwischen ›Sediment‹ und ›Instrument‹, zwischen ›Speicher‹ und ›Raster‹, zwischen ›Tradition‹ und ›Innovation‹ garantiert und vitalisiert.

Die ›Fülle‹ integriert in der *copia rerum et verborum* verschiedene rhetorisch-topische Ebenen und hält diese flexibel. In der strukturalistischen Terminologie ist sie der Motor der topischen Wirksamkeit, indem sie Rückkopplungen zwischen Syntagma und Paradigma generiert und zugleich abbildet. Bornscheuers Inkonsistenzen im Hinblick auf die ›Fülle‹ im Verhältnis zu seinem Strukturmoment der ›Potentialität‹, als ›topisch-dialektisches Prinzip‹, als ›Widerpart‹ zweier Ordnungssysteme, hängt zusammen mit seiner Idealisierung bzw. Ideologisierung<sup>358</sup> ›kombinatorischer Kunst‹. Dies führt dazu, dass er den kombinatorischen Charakter der Topik als ›Potentialität‹ verunklärt und zudem in Verbindung mit dem weiteren Strukturmoment der ›Intentionalität‹ an die

355 Vgl. auch Bornscheuer (1977), S. 209 sowie Bornscheuer (1976b), S. 314f. und Bornscheuer (1976a), S. 59: »Als Hauptkriterien des topisch-dialektischen Prinzips hatten wir die gesellschaftliche Verbindlichkeit (Grundlage der *endoxa*, Allgemeingültigkeit der Topoi) und die Fülle beobachtet. Das gesellschaftlich Verbindliche schließt neben den bewußt anerkannten Normen vor allem auch die habituell verinnerlichten Normen ein, und das Merkmal der Fülle neben der unbeschränkten Offenheit gegenüber jeder Problemfrage das unbegrenzte Feld möglicher Argumentationsgesichtspunkte.« Vgl. außerdem Bornscheuer (1976a), S. 98f.: »[...] hier liegt zugleich der Grund für das von Cicero so nachdrücklich ins Spiel gebrachte ›Prinzip der Fülle‹ (*copia rerum et verborum*). Ob man von einer unbegrenzten Fülle an differenzierten topischen Gesichtspunkten oder von einer unbegrenzten Auslegbarkeit des jeweils verfügbaren topischen Grundinventars sprechen will, – der Reichtum der Gesichtspunkte ist in jedem Fall ein Grundpostulat sowohl für die sachlich-dialektische Argumentationstopik wie für die psychagogisch-rhetorische Amplifikationstopik. [...] Zusammenfassend ergibt sich als zweites Strukturmoment des Topos der Charakter der Fülle oder der Potentialität.«

356 Vgl. u.a. Bornscheuer (1976a), S., 40, S. 59 und S. 80-83 sowie ausführlicher zu den Fragen der terminologisch-konzeptionellen Modellierung I.3.2.2. sowie IV.1.1.

357 Bornscheuer (1976a), S. 80: »›Katalogbildung‹ bzw. ›Auswahlverfahren‹ beruhen auf dem Ordnungsprinzip des induktiv zu benutzenden Topoi-Inventars; die Klassifizierung rhetorischer Schlüsse nach Prämissengesichtspunkten tendiert zu einem deduktiv darstellbaren syllogistischen Topoi-System. Inventar und System beruhen auf zwei konträren Ganzheits- und Ordnungsvorstellungen. Beide Ansätze lassen sich aus der nacharistotelischen Geschichte des topischen Denkens nicht mehr verdrängen, ebenso wie ihr gemeinsamer Widerpart: das Prinzip der Fülle.«

358 Vgl. besonders die kritische Rezension von Pöggeler (1978).

Verfügbarkeit eines Produktionsprozesses koppelt. Dabei ist im Kontext seiner Auseinandersetzung mit dem *in utramque partem*-Prinzip die Polyfunktionalität von Topoi bereits teilweise mitgedacht.<sup>359</sup>

Im Rahmen der in dieser Studie vorgeschlagenen Topik als Heuristik ist jedoch der kombinatorische Charakter im ›Zirkel der Topik‹ als doppelt relevant zu begreifen: Er zeigt sich sowohl in der topischen Funktionsweise der Kombination als auch auf der heuristischen Ebene der Kombinatorik mittels Clusteranalyse. Dass die Kohärenzbildung sowohl rekonstruierend als auch konstruierend ist, wird in dieser Trennung von Objekt- und Metaebene besser differenzierbar.

Dass die ›Fülle‹ zwischen *copia rerum et verborum* besondere Herausforderungen mit sich bringt, wird insbesondere in jenen Texten deutlich, in denen Verfahren der ›Fülle‹ mit Reflexionen dieser verbunden sind. Stöckmann hat in seiner Untersuchung der »Textverfahren der Copia um 1890«<sup>360</sup> verfahrensgeschichtliche Überlegungen zum Naturalismus in den Vorschlag münden lassen, eine spezifische Gruppe von Texten als »Copia-Texte« zu lesen: Sein Beitrag bestätigt die obige These zur epistemologischen Dimension der ›Fülle‹-Konjunktur um 1900 und verdeutlicht noch einmal die in dieser Studie bereits mehrfach unterstrichene Relevanz der *elocutio*-Ebene für die Topik.<sup>361</sup>

Anschließend an seine Analysen lässt sich verallgemeinernd fragen, welche Figuren oder Tropen und weitere textuelle Verfahren mit Realisationen der ›Fülle‹ einhergehen.<sup>362</sup> Eine weitere Ausprägung solcher ›Fülle‹-Verfahren, die sich im Supertext dieser Studie beobachten lassen, stellt die syntaktische Häufung oder Steigerung dar,

359 Vgl. z.B. Bornscheuer (1976a), S. 42 sowie Bornscheuer (1977), S. 209, wo das *in utramque partem*-Prinzip unmittelbar an die »Potentialität« als »zweites topisches Strukturmerkmal« gebunden ist. Jedoch stehen auch Bornscheuers Paraphrasierungen des Prinzips tendenziell weiterhin in der Tradition binärer Achsen (›pro/kontra‹, ›Lob/Tadel‹ etc). Davon hebt sich das in dieser Studie alternativ vorgeschlagene ›in alle Richtungen‹-Prinzip ab, das die Aktualisierungspotentiale von Topoi polyfunktional und kombinatorisch modelliert. Vgl. I.3.2.1. und besonders IV.3.

360 Der vollständige Titel von Stöckmann (2013) lautet: *Über Fülle/Überfülle. Textverfahren der Copia um 1890*.

361 Vgl. Stöckmann (2013), besonders S. 331-333. Ein von Stöckmann diskutierter Auszug aus Bölsches *Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart* verdeutlicht beispielsweise, dass die Rekurrenzen der ›Fülle‹ um 1900 ein verbreitetes und keineswegs lediglich auf der *inventio*-Ebene anzusiedelndes Phänomen darstellen. So findet Stöckmann (2013), S. 322 »in Bölsches *Poesie der Großstadt* [...] keine naturalistische Mimesis, sondern eine Schreibweise der Fülle.« In Bölsches *Mittagsgöttin* sieht er einen »Mythenkomplex auf[gerufen], in dem antike Vorstellungen der *copia* (bzw. *cornucopia*) und ihre Personifikationen des Reichtums und des Überflusses ebenso aufgehoben sind wie die alttestamentarische Gestalt des *daemonium meridianum* und ihre volksmythologischen Filiationen.« (Stöckmann [2013], S. 323.)

362 Darunter fallen sicherlich die *accumulatio*, die *enumeratio* (vgl. Stöckmann [2013], S. 229f.) und weitere Figuren (der Aufzählung/Häufung). Vgl. z.B. Fröhlich (2014), S. 63: »In dieser Aufzählung der Synonyme für das Wort ›müde‹ kommt es im Kontext der Aufführung des Textes zu einer komischen Dopplung mit rhetorischem Effekt: Die Häufung der Begriffe, hier im Sinne der rhetorischen Figur der *accumulatio* verstanden, verstärkt den Eindruck, dass die sprechende Figur nicht nur über einen Erschöpfungszustand redet, sondern nach Abschluss der Aufzählung tatsächlich müde ist; die körperliche Anstrengung des Sprechens eben dieser Aufzählung ruft die Müdigkeit bzw. Erschöpfung überhaupt erst hervor. Der Text verweist so aufgrund seiner spezifischen Form auf seinen semantischen Gehalt; im Akt des Sprechens wird dieser illokutionäre Gehalt dann performativ vollzogen.«

im Rahmen derer die Überwältigung in eine parataktische, quasi-ekstatische Reihung des Wahrgenommenen überführt wird – die Fülle dessen, was ins Auge dringt, entspricht (häufig im Rahmen von Beschreibungen) der Fülle dessen, was in einen Satz dringt.<sup>363</sup> Die ›Fülle‹ funktioniert vor diesem Hintergrund (und das ist lediglich eine erste Beobachtung, die weiterzudenken und in Analysen zu überprüfen wäre) doppelt (selbst-)reflexiv im Sinne von »Sich-Selbst-Bespiegeln« oder [/und; M. H.] ›Sich-Selbst-Betrachten«<sup>364</sup> oder auch im Sinne von sowohl *showing* als auch *telling*.<sup>365</sup>

Die Herausforderungen und Bewältigungsstrategien der vielfach integrierend wirkenden ›Fülle‹ zeigen sich als komplex ineinander verwoben, insofern die ›Fülle‹ als Quasi-Topos und als topisches Prinzip Gegenstand ist, zugleich aber die Topik als Heuristik eben auch in ihren analytisch-interpretativen Verfahren (nicht zuletzt in der Kombinatorik) maßgeblich beeinflusst. Verwirrungen oder Vermengungen zwischen Objekt- und Metasprache sind daher nicht selten, sodass beispielsweise in Curtius' Darstellung des Manierismus der »ornatus« zu »wuchern« beginnt.<sup>366</sup>

363 Derartige Parataxen werden durch ein wiederholtes ›da‹ sowie ›und dort‹ gestärkt, was ihre mögliche (unendliche) Weiterführung impliziert. Dies ist im Supertext insbesondere im Rahmen von Naturbeschreibungen (des *Dschungels* bzw. der *Tropen*) zu beobachten. Vgl. z.B. Haeckel (1883), S. 70f. sowie S. 208.

364 Scheffel (1997), S. 47.

365 Vgl. dazu die Überlegungen zum Begriffspaar ›showing – telling‹ in IV.1.2 sowie Niehle (2018), S. 24 in der Auseinandersetzung mit Erasmus. Vgl. außerdem Niehle (2018), S. 239f. in der zusammenfassenden Betrachtung ihrer Analysen von Texten Jean Pauls und Goethes: »Bewältigt werden diese Problemlagen durch die außerordentliche Affinität der Texte zur Fülle, die Vereinigung stilistisch und thematisch äußerst heterogener Passagen in einer hybriden Textgestalt, das Einschleusen der Fülle in textuell vorbereitete Leerstellen, die große Mengen imaginativen Potenzials aufbewahren können, und durch die Erzeugung einer entthetorisierten Metapoiesis, die poetologische Fülle in einer starken emotiven Wirkung auffängt.«

366 Curtius (1973<sup>8</sup>), S. 278: »Der Normalklassiker sagt das, was er zu sagen hat, in natürlicher, dem Gegenstand angemessener Form. Freilich wird er auch nach bewährter rhetorischer Tradition seine Rede ›schmücken‹, das heißt mit *ornatus* ausstatten. Eine Gefahr des Systems liegt darin, daß in manieristischen Epochen der *ornatus* wahl- und sinnlos gehäuft wird. In der Rhetorik selbst liegt also ein Keim des Manierismus verborgen. Er wuchert in Spätantike und Mittelalter.« Vgl. zur Vermischung der programmatischen Metasprache des Autors im Sinne einer »Poetik« mit der Metasprache des Wissenschaftlers, der sich dem Objekt annähert, beispielsweise Fröhlich (2014), S. 37: »Betrachtet man Novarinas umfangreichste Dramentexte [...], so scheint es, als seien die Worte und Sätze in den Stücken Novarinas wie aus einem Füllhorn ausgegossen. Aber auch die kürzeren Dramentexte sind durch ein scheinbar unstrukturiertes Fortlaufen der Figurenrede gekennzeichnet, das nicht durch dramatische Spannungsbögen konturiert ist und in vielen Fällen seinen Abschluss in einer überbordenden Aufzählung findet, die das Ende des Textes paradoxerweise heraus zu zögern scheint. Das Bild des Fließens und der wogenden Sprache, die sich wie ein Flut ergießt, findet seine Entsprechung in einem kurzen Auszug auf Novarinas Gedankensammlung *Lumières du corps* [...]. Pulsierend wie Blut und dabei über den Vergleich mit Wellen, Wogen und Flut mit dem Wasser verbunden, scheint für Novarina die Sprache (»la parole«) ein kaum kontrollier- und begrenzbares Element zu sein, das sich wie von alleine ausbreitet und in Überfluss und Fülle vorhanden ist.«

### V.2.5. Forschungstopoi und Topoi in der Forschung

Die heuristischen Herausforderungen im Umgang mit den Vermengungen von Objekt- und Metasprache sowie mit den Ambivalenzen der ›Fülle‹ werden im Folgenden exemplarisch geschärft.<sup>367</sup> Dahlmanns Reisebericht ist einer der wenigen Texte des Untersuchungskorpus, der bereits die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen hat. Sowohl Perry Myers als auch Aurélie Choné betonen in ihren Lektüren den katholischen Hintergrund des »German Jesuit-Indologist«<sup>368</sup> oder des »père jésuite« und »orientaliste jésuite«<sup>369</sup>. Die Tendenz, Dahlmanns Leben und Wirken<sup>370</sup> sowie sonstige Publikationen<sup>371</sup> gewissermaßen über die *Indischen Fahrten* zu legen bzw. als deren Folie zu sehen, führt zu einer Überbetonung einzelner Abschnitte und Aspekte des etwa 650 Seiten umfassenden Reiseberichts bei gleichzeitiger Nichtbeachtung von solchen Textabschnitten, die sich einer argumentativen Kohärenz widersetzen. Die Probleme, die angesichts der Beiträge von Perry Myers und Aurélie Choné deutlich werden, sind keineswegs nur auf die Diskussion dieses Texts zu verengen. Angesichts der Komplexität des Texts Dahlmanns lassen sich jedoch, so die Annahme, einige Phänomene besonders deutlich herausstellen.

Während in Chonés einem umfangreichen Korpus von Indienreiseberichten gewidmeter Monographie die Auseinandersetzung mit Dahlmanns Text keinen zentralen Stellenwert hat, sondern lediglich punktuell und skizzenhaft auf diesen eingegangen

367 Typographisch heben sich die im Folgenden kritisch diskutierten ›Forschungstopoi‹ über einfache Anführungszeichen von den für den Supertext dieser Studie (re-)konstruierten, weiterhin kursivierten Topoi ab.

368 Myers (2008), S. 163.

369 Vgl. Choné (2015), zur Bezeichnung »orientaliste jésuite« S. 79 sowie zur Charakterisierung als »père jésuite« S. 101, S. 315, S. 380 u.a. Choné geht davon aus, dass der orientalistische Diskurs die Wahrnehmung u.a. Dahlmanns maßgeblich prägt, charakterisiert diesen Zusammenhang jedoch nicht näher: »L'intertexte orientaliste oriente complètement la perception de l'espace indien chez des spécialistes de l'Inde comme Deussen et Dahlmann [...]« (Choné [2015], S. 109.)

370 Dahlmann tritt 1878 in den Jesuiten-Orden ein, studiert zunächst Philologie und vergleichende Literaturwissenschaft, danach von 1891-1893 Sanskrit/Orientalistik in Wien bei Georg Bühler, dann von 1893-1900 in Berlin, wo er seine Kenntnisse zur indischen Geschichte vertieft und promoviert (vgl. Choné [2015], S. 64). Dahlmann ist an der Errichtung der katholischen Universität in Tokio beteiligt, als deren Mitbegründer er noch heute gefeiert wird und an der er deutsche Literatur und indische Philosophie lehrte. Im Anschluss (1914-1924) umfasst seine Lehrtätigkeit an der Kaiserlichen Universität zu Tokio deutsche Literatur und Griechisch (vgl. Myers [2013], S. 218, Anm. 48). In den 1890er Jahren hat Dahlmann bereits verschiedene Texte veröffentlicht, die ihm als Indologe Anerkennung bringen, unter anderem »his controversial and stimulating theories on the *Mahabharata*« (Myers [2008], S. 160).

371 Vgl. Choné (2015), S. 107 sowie Myers (2008), wo er Teile der *Indischen Fahrten* gewissermaßen als Vorläufer der späteren Studie über die Thomas-Legende einstuft: »Yet importantly, Dahlmann's knowledge of India also manifests a particularly religious undercurrent, which comes to full fruition in a follow-up historical study, *The Thomas Legend and the Oldest Links Between Christianity and the Far East in Light of the Archeology of India* [= *Die Thomas-Legende und die ältesten historischen Beziehungen des Christentums zum fernen Osten: im Lichte der indischen Altertumskunde*, M. H.], published in 1912.« (Myers [2008], S. 180.)

wird,<sup>372</sup> so spielt er in den zwei Beiträgen Myers<sup>373</sup> eine deutlich prägnantere Rolle. Myers' Argumentation läuft darauf hinaus, Dahlmann als »child of the Kulturkampf«<sup>374</sup> in den religiös-politischen Kämpfen des Wilhelminischen Reiches zu verorten.<sup>375</sup> Erstaunlich ist vor diesem Hintergrund, dass Myers seine historische Kontextualisierung ohne Unterscheidung der beiden Auflagen von 1908 und 1927 vornimmt, zwischen denen durchaus Unterschiede bestehen.<sup>376</sup>

Am Ende seines ersten Beitrags zu Dahlmann von 2008 kommt Myers zu einem offenen Schluss, der Raum für jene Komplexität lässt, die Dahlmanns insgesamt ambivalenten und argumentativ vielschichtigen bis inkonsistenten Text ausmacht: »Dahlmann's ›imagined‹ India manifests *multiple and even conflicting nuances* of colonial phantasy, civilizing mission, German identity politics and nationalism, and Protestant-Catholic cultural hostilities.«<sup>377</sup> Genau diese Offenheit und Komplexität unterwandert Myers allerdings in seiner Argumentation in mehrfacher Hinsicht, woraus sich einige Überlegungen zum Umgang mit Topoi und zu Forschungstopoi ableiten lassen.<sup>378</sup> Diese wiederum ermöglichen, so das Ziel dieser Erörterung, ein weitergehendes Verständnis im Hinblick auf das Funktionieren und die historische Reichweite von Topoi. Sie schärfen außerdem das Bewusstsein für Möglichkeiten, die Metasprache so zu gestalten, dass sie sich möglichst nah an den Objekten bewegt.

372 Ihre These, dass in Dahlmanns Text »aucun dialogue interculturel n'a lieu« (Choné [2015], S. 461), erscheint als Vereinfachung eines vielschichtigen Texts, welche ihrer lediglich selektiven Bezugnahme zuzuschreiben ist und unverständlich bleibt.

373 Vgl. Myers (2008) und Myers (2013).

374 Myers (2013), S. 65. Vgl. hierzu auch Myers (2013), S. 218, Anm. 45: »Dahlmann was undoubtedly a progeny of the Kulturkampf. Still in his teens during the confessionally turbulent 1870s, Dahlmann was forced to leave his native Germany for Feldkirch, Austria, to pursue his intellectual interests and complete his Catholic education.«

375 Vgl. Myers (2008), S. 164: »My overall goal is to show how Dahlmann's constructed knowledge of India becomes entangled with his German and Catholic intellectual and cultural prerogatives, how they became manifest in a still understudied frame of reference – German vision of India during the Wilhelminian era – shedding light on how this German Catholic intellectual responded to the pressures inflicted on his cultural paradigm.« Vgl. hierzu auch das Kapitel »Catholic Visions of India and Universal Mandates: Commendeering the Nation-State« in Myers (2013), mit Bezug auf Dahlmann besonders S. 65f.

376 Die Unterschiede beider Auflagen sind durchaus beachtlich und werden besonders relevant, wenn man Dahlmanns Text als durch den »Kulturkampf« geprägt und im Wilhelminischen Reich verortet lesen möchte (vgl. hierzu besonders den Teilabschnitt »Dahlmann, Traveller of the Kulturkampf« in Myers [2008], S. 165f.) bzw. allgemeiner gefasst dahingehend argumentiert, »that the German Catholic vision of India is a manifestation of confessional nation building intended to reconstitute the degraded symbolic capital of Jesuit intellectuals in the Kaiserreich« (Myers [2013], S. 167).

377 Myers (2008), S. 165; Herv. M. H.

378 Der genauere Blick auf die Argumentationen Chonés und vor allem Myers lohnt insofern, als dies die enge Verwobenheit von Objekt- und Metasprache – die unhintergehbare, jedoch einzudämmende Durchdringung der Metasprache durch das Untersuchungsobjekt – verdeutlicht, wobei gewisse wiederkehrende Problemfelder in diesem Zusammenhang im Folgenden zu systematisieren sind. Choné folgt Myers in der *Kulturkampf*-Kontextualisierung und mit Übernahme der hier als problematisch erachteten Kohärenzstiftungsversuche (vgl. Choné [2015], S. 315f. mit explizitem Bezug auf Myers [2008]).

Verschiedene problematische Umgangsweisen der Forschung mit Ambivalenzen und Inkonsistenzen lassen sich über die Topik als Heuristik eindämmen, insofern konfligierende Argumentationsrahmen klar zu erfassen sind. Es lassen sich ausgehend von den Beiträgen von Myers zu Dahlmann drei Problembereiche identifizieren, die im Folgenden skizziert werden: (1.) die (Re-)Produktion von Ambivalenzen, (2.) das Mitführen zeitgenössischer (also in den jeweiligen historisch situierten *endoxa* verankerten) Topoi, (3.) das Mitführen rezenter Forschungstopoi. In allen drei Feldern geht es letztlich darum, dass Kohärenz auf problematische Weise hergestellt wird, indem In-/Kohärenzen auf der Objektebene mit Kohärenzstiftungsverfahren auf der Metaebene der Heuristik vermengt werden.

(1.) Eine grundlegende Quelle von Ambivalenzen besteht darin, dass Dahlmanns Wechsel der Wahrnehmungsrahmen mit verschiedenen Bewertungshorizonten sowie entsprechenden Urteilen einhergeht. Kohärenz wird diesbezüglich in den Forschungsbeiträgen durch metasprachliches *Changieren* hergestellt, wobei der durch Topoi bedingte Wechsel zwischen Bewertungsmaßstäben auf Objektebene im metasprachlichen Kommentar weitergeführt wird. Im Wechsel zwischen verschiedenen Argumenten in unterschiedlichen Textabschnitten wird sich, je nachdem, was metasprachlich für den eigenen argumentativen Zusammenhang jeweils konsistenter erscheint, beispielsweise entweder auf objektsprachliche Textstellen der ›Lobpreisung‹ indischer Kunst und Religion oder eben der ›Verachtung‹ bezogen. Dabei werden entsprechende Textstellen, die Gegenteiliges belegen würden, jeweils außer Acht gelassen. Dieses Verfahren des *Changierens* geht daher mit dem des *Ausklammerns*<sup>379</sup> einher.<sup>380</sup> Dies ist – als »selective [...] praise«<sup>381</sup> – sogar thematisiert. Allerdings hat die ›Selektivität‹ keine Konsequenz, wodurch sich in Myers' Argumentation selbst Inkonsistenzen ergeben, die auf denen Dahlmanns basieren und diese weitertragen. Die ›Lobpreisung‹ ist beispielsweise eben keineswegs ein kohärent durchgehender Modus und dennoch beschwört Myers wie-

379 Eine Strategie der Kohärenzstiftung basiert auf *Selektion*: Im Rahmen eines jeweils eigenen, auf Kohärenz bedachten argumentativen (Forschungs-)Zusammenhangs werden Aspekte auf Objektebene ausgeklammert, welche nicht passend sind.

380 Vgl. zur ›Verachtung‹: »Thus far we have explored pejorative assessment of Buddhism by two important Catholic Jesuits, whose work lucidly illustrates the Catholic position regarding competitive religious crusades.« (Myers [2013], S. 119.) In Myers' und Chonés Lektüren bezieht sich die ›Verachtung‹ Dahlmanns vorrangig auf den Buddhismus (Religion und Kunst), was hier jedoch nicht geteilt wird. Dahlmanns Negativ-Urteile sind nicht auf Kunst und Religion des Buddhismus (und Hinduismus) beschränkt, auch Islam, Dschainismus und selbst die Parsi werden ambivalent beurteilt. Vgl. hierzu auch Choné, die an anderen Stellen – ähnlich wie Myers – die ›Lobpreisung‹ betont: »Pratiquement tous les voyageurs (Hesse, Kessler etc.) jugent obscènes les représentations érotiques des temples hindous. Ainsi, à Orissa, Dahlmann est dégoûté par les sculptures lascives et sensuelles qui ornent les temples hindous et expriment selon lui l'essence intime de l'hindouisme.« (Choné [2015], S. 320)

381 »Dahlmann's selective yet tangible praise of India's historical traditions might appear to be a ›civilizing‹ strategy – an attempt to reconstitute ancient Christian influences in a reinvigorated Indian nation by a different, more spiritually adept colonizer.« (Myers [2008], S. 182.)

derholt ein »great heritage«<sup>382</sup> in Dahlmanns Text. Dieser Bewertungsrahmen ist bei Dahlmann zwar präsent, aber auch nicht zu überschätzen.

Das *Ausklammern* ist eine Frage der quantitativen wie qualitativen Gewichtung, die sich – bezogen auf einen 650 Seiten umfassenden Text und eine komplexe argumentative Tiefenstruktur – im Einzelnen schwer belegen lässt. Noch problematischer erscheint jedoch das Pendant zu dieser metasprachlichen Form der Kohärenzstiftung, nämlich das *Auffüllen*. Dabei werden Topoi, die im Primärtext gar nicht auszumachen sind, diesem zugeschrieben, um die Kohärenz der eigenen Argumentation zu sichern.

So entspringt beispielsweise ein *Kontrast*, den Myers bei Dahlmann sehen möchte, dem sogenannten ›Ungleichzeitigkeitstopos‹,<sup>383</sup> demgemäß die Gegenwart verweigert und abschätzig im Vergleich zum eigenen kulturellen Rahmen beurteilt wird.<sup>384</sup> Der damit häufig in Kollokation auftretende *Dekadenz*-Topos, welcher den Verfall eines einst glorreichen kulturellen Erbes Indiens postuliert, ist zwar ein innerhalb der *Indien-Topik* zeitgenössisch virulenter Topos, nicht jedoch durch Dahlmanns Text zu belegen.<sup>385</sup> Zum einen sieht Dahlmann die zeitgenössische Gegenwart Indiens vielschichtiger und nicht nur voll ›Verachtung‹ und ›Horror‹. Zum anderen beurteilt er die Vergangenheit überhaupt nicht vordergründig positiv, sondern durchaus ambivalent. Vor allem weist seine Argumentation keineswegs die von Myers behauptete konsistente Trennung von

382 Myers (2008), S. 174. Vgl. ähnlich u.a. auch »rich cultural heritage« (Myers [2008], S. 179) sowie »Joseph Dahlmann [...] inspected India's artistic and architectural heritage – attesting to its cultural wealth as a once noble civilization [...]« (Myers [2008], S. 169.)

383 Es handelt sich hierbei jedoch um einen Forschungstopos, der im Rahmen der in dieser Studie (re-)konstruierten Reiseberichts-*Topik* als (in diversen zu differenzierenden Kombinationsformen auftretender) *Zeitachsen*-Topos aufgefasst wird. Die innerhalb der Forschung übliche Rede von ›Ungleichzeitigkeit‹ vermengt zu viele verschiedene Phänomene, als dass sich darüber präzise bestimmte Argumentationsmuster beschreiben ließen. Im Supertext dieser Studie sowie bei Dahlmann im Speziellen lassen sich die von Myers beschriebenen Phänomene als Kollokationsformen in wechselseitigen Verstärkungen zwischen *Zeitachsen*- und *Ähnlichkeiten-/Kontraste*-Topos in ihren Kombinationen mit dem *GESCHICHTSDEUTUNGS*-Cluster der *Indien-Topik* begreifen.

384 In ähnlicher Tendenz *changiert* Choné im Anschluss an Myers: »S'il reconstruit le passé indien en chantant les louanges de ses vestiges architecturaux, c'est pour mieux mettre en évidence la situation déplorable de l'Inde à son époque. Le père jésuite construit un objet historique panégyrique – l'héritage culturel et spirituel indien – pour montrer la dégradation de cet objet à l'époque de l'Empire britannique.« (Choné [2015], S. 315.) Während hier versucht wird, den ›Ungleichzeitigkeit‹-Topos nachzuweisen (ohne Belege), der bei Dahlmann selbst nicht in der Klarheit gegeben ist, und zugleich die *Lobpreisung* (ebenfalls ohne Belege aus Dahlmanns Text) der glorreichen Vergangenheit Indiens behauptet wird, steht an anderer Stelle die *Abneigung* Dahlmanns gegenüber monströser Architektur im Fokus, ohne dass dies in Zusammenhang gebracht und als Inkonsistenz bzw. Ambivalenz thematisiert würde: »Bien souvent, ils [les voyageurs, allerdings mit unmittelbarer Bezugnahme auf Dahlmann im folgenden Satz; M. H.] n'apprécient pas la sculpture et l'architecture hindoues; la surcharge ornementale des temples et les représentations divines leur déplaisent foncièrement; à leurs yeux, les monuments n'impressionnent que par leur taille.« (Choné [2015], S. 319.)

385 So liefert Myers im Rahmen seiner Auseinandersetzung auch keinen Beleg. Bei Dahlmann ist in diesem Zusammenhang weniger ein zeitlicher, als vielmehr als ein sozialer Transfer der Popularisierung maßgeblich.

Zeitebenen auf – diese ist vielmehr durch den ›Ungleichzeitigkeitstopos‹ grundiert.<sup>386</sup> Bezeichnenderweise sieht Myers in einer Fußnote ausgerechnet in dieser Trennung der Zeitebenen einen logischen Fehler Dahlmanns – eine ›inherent contradiction in denigrating the present by praising the past‹.<sup>387</sup>

(2.) Myers reproduziert in seiner Untersuchung von Dahlmanns Text in Teilen die Indien-*Topik* und entfernt sich darin vom Einzeltext.<sup>388</sup> Die oben zitierten ›conflicting nuances‹ geraten aus dem Blick, wenn Kohärenz über die konventionalisierten Muster der Indien-*Topik* gebildet wird, welche allerdings bei Dahlmann gar nicht in dieser Weise zu finden sind. Deutlich wird dies insbesondere in Myers' Deutung von Dahlmanns Auseinandersetzung mit der Britischen Kolonialmacht.

Die Aktualisierung des *Dekadenz*-Topos ist in Myers' Lektüre mit der Behauptung verknüpft, Dahlmann würde aus dieser *Dekadenz* das Scheitern der Britischen Kolonialmacht schlussfolgern, wobei Myers dies noch weitergehend ›auffüllt‹ und Dahlmann die Auffassung von ›Western cultural superiority and the need for Western invention‹ zuschreibt.<sup>389</sup> Myers' Argumentation setzt sich in problematischer Weise fort, indem

386 Myers liest jedoch selektiv, hier mit Bezug auf das Benares-Kapitel, diesen ›Horror‹ als weitere Stütze seiner eigenen Funktionalisierung des ›Dekadenz‹-Topos: »Here Dahlmann purports to find the essence of Hinduism, which in his view suggests explicit decadence – a lack of aesthetic appreciation among the Hindu population. Dahlmann's impressions of the Hindu gods serve only to corroborate his horrific impressions of the Indian present, a people that has degenerated.« (Myers [2008], S. 177.) Dass Dahlmann den Hindu als ›Sklave seines Kultus‹ auffasst, bezieht Myers – im Rahmen seiner über den ›Ungleichzeitigkeits‹-Topos konstruierten Trennung von Zeitebenen – einseitig nur auf den zeitgenössischen Hinduismus, den er abermals einem ›reichen Erbe‹ gegenüberstellt: »After his hyperbolic denigration of the ceremonial aspects of Hindu tradition at Benares, Dahlmann then summarizes the religious life of a modern Hindu [...]. Critical here is not the damning horror directed at Indian cultural practice, but how Dahlmann frames his assessment in terms of a failure of modern Hinduism to honor its rich cultural heritage.« (Myers [2008], S. 178f.)

387 Die Anmerkung zur Behauptung, »Dahlmann, as we have seen, discerns great wonder in India's architectural relics – they are the proof of a once great heritage and signal India's tremendous potential«, ist die folgende: »One might logically question whether Dahlmann realized the inherent contradiction in denigrating the present by praising the past. After all the decadent art and cultural practices of the present are themselves at the very least implicit manifestations of India's past glories and traditions. Yet there is no textual evidence that Dahlmann was cognizant of such a contradiction. I would like to thank the anonymous readers of this essay for pointing out this inconsistency in Dahlmann's argument. This point is significant because it provides an example of Dahlmann's failure along with other mandarins of the era to apply Enlightenment standards that they so fervently espoused, a subject which I have analyzed elsewhere.« (Myers [2008], S. 174.)

388 Er übergeht damit die Tatsache, dass Dahlmanns Text eine komplexe Spezialtopik entfaltet, die teilweise mit den innerhalb der zeitgenössischen Indien-*Topik* konventionalisierten Argumentationsmustern nicht übereinstimmt. So gewichtet Myers beispielsweise die Begeisterung für Indiens kulturelles Erbe sehr stark und betont diese deutlich über, wobei er auffällig die Topoi des in dieser Studie (re-)konstruierten IRREALITÄTS-Clusters reproduziert: »He beholds India's architectural greatness with hyperbolic rapture, typical for many of the German travel descriptions in India. Expressions such as ›fairy-like beauty‹, ›precious purity of style‹, ›picturesque beauty‹ are voluminous in Dahlmann's report.« (Myers [2008], S. 171; Herv. M. H.)

389 »Several examples corroborate how Dahlmann intentionally sets up a contrast of beautiful remnants (feenhafte Schönheit) with decadent conventions and living habits, which conveniently assert Western cultural superiority and the need for Western intervention, yet also serve as a subtle

er das ›Scheitern des Britischen Kolonialismus‹ betont und »as Dahlmann viewed it«<sup>390</sup> nicht weiter belegt. Dieses Scheitern füllen sowohl Myers als auch Choné durch eine weitere historisch geprägte Aktualisierung des Topos der *musterhaften Kolonialverwaltung* auf, nämlich die des ›erfolgreichen Verwaltens ohne Nutzung der spirituellen Potentiale, was in dieser Opposition in den *Indischen Fahrten* jedoch gerade nicht aktualisiert ist.<sup>391</sup>

Schwierigkeiten ergeben sich allerdings nicht nur dadurch, dass die zeitgenössische oder auch diachron breitere *Topik* eines spezifischen Supertexts mitgedacht wird, ohne dass diese im konkreten Einzeltext nachzuweisen ist. Teilweise entstehen Gewichtungprobleme der Rekurrenzphänomene, wenn die Rückkopplung einer Einzeltextstelle in der *Topik* (oder den *Topiken*) eines Supertexts schwerer wiegt als die argumentative Verankerung dieser einzelnen Textstelle im Syntagma des Einzeltexts (und ihre Relation zu anderen möglicherweise konfligierenden Textpassagen).

(3.) Ein weiteres im Kontext der ›Auffüllungen‹ zu verortendes Problem ergibt sich in der Überlagerung von historischen Topoi des 19. Jahrhunderts mit solchen, die sich seitdem ausgeprägt haben und vor allem *aktuelle Topoi rezenter Forschungsdebatten* darstellen. So ist in Myers' Argumentation die Grenze West-Ost relativ präsent – beispielsweise in der »necessity of Western cultural hegemony« sowie der »Western cultural superiority and the need for Western intervention«<sup>392</sup>. Damit ist tendenziell eher ein durch den ›Orientalismus‹ (im Sinne Saids und der *postcolonial studies*) bedingter Wahrnehmungsrahmen gegeben als ein bei Dahlmann angelegter.

---

indictment of the British Raj-England has failed to adequately tap the resources of India's historical treasure.« (Myers [2008], S. 175.)

390 Myers (2008), S. 175 : »The British successfully reaped the material benefits of its wealthy Indian colony, as Dahlmann viewed it, but were bankrupting, or at the very least disregarding, its spiritual potential – a tacit indictment of what the British had failed to utilize. The profuse decadence of present-day India, embodied in India's hideous gods, its cultural practices and conventions, substantiates in Dahlmann's mind the reactant of a failed British experiment.«

391 Darüber hinaus führt die biographische Kontextualisierung des Texts als katholisch-jesuitische Verortung Dahlmanns zu einer weiteren Auffüllung, nämlich der Zuschreibung, Dahlmann würde das ›Scheitern des Britischen Kolonialismus‹ als ›ein protestantisches Scheitern‹ auffassen – als Niederlage des Britischen Imperiums in der Rolle der protestantischen Macht. Das stützt die Argumentation Myers' und klingt zunächst recht plausibel, jedoch steht es bei Dahlmann so nicht. Die *Konstruktion einer impliziten Ebene* zeigt sich als weiteres, Kohärenz stiftendes Verfahren. In diesem Sinne treten Wörter wie »implicate«, »implicitly«, »perhaps«, »unspoken«, »foreshadowing«, für das ›Scheitern des Britischen Kolonialismus‹ im Allgemeinen und für das ›protestantische Scheitern‹ (bzw. das ›Scheitern als protestantische Macht‹) im Besonderen in bemerkenswerter Häufung auf, wobei diese Konstruktionen einer ›impliziten‹ Ebene jeweils ohne Textbezüge arbeiten. Vgl. Myers (2008), S. S. 173f.; Herv. M. H.: »Just as the Greeks had emerged in the German mind as a great civilization and eventually emerged into decay, so too had India under the British failed to maintain its status as a great culture – an assessment, with which Dahlmann can easily *implicate* the failure of British colonialism. [...] This strategic move allows Dahlmann to assert the failure of Protestant, British colonialism in India and *implicitly* affirm the necessity of a more culturally astute colonizer – the Catholic Church.« Vgl. auch Myers, S. 179 sowie S. 184. Choné schließt sich Myers' Lektüre an, sodass sich bei ihr ebenfalls entsprechende, die ›implizite Ebene‹ markierende Begriffe finden. Vgl. Choné (2015), S. 315f.

392 Myers (2008), S. 175.

Myers' Skepsis gegenüber der – dem (historischen) Gegenstand zugeschriebenen – ›westlichen Superiorität‹ geht einher mit der Aktualisierung eines Topos der *postcolonial studies*. Der Dahlmann zugeschriebene ›Superioritäts‹-Topos ist bei Myers und Choné argumentativ mit den bereits dargelegten Aktualisierungen des *Dekadenz*- sowie des ›Ungleichzeitigkeit‹-Topos verwoben. Dabei stellt sich aufgrund der wechselnden Wahrnehmungsrahmen in Dahlmanns Text jedoch die Frage, worauf diese Überlegenheit basiert oder worauf sie sich bezieht. Die innerhalb der Forschungsbeiträge hergestellten Bezugsrahmen wechseln auffällig zwischen einer »Christian superiority«<sup>393</sup> und einer »perhaps foreshadowing [...] Aryan superiority«<sup>394</sup>.

Dabei bleibt das Postulat der von Dahlmann vermeintlich klar behaupteten ›Superiorität‹ letztlich ebenso diffus wie die Vision einer sogenannten ›imagined community‹. Das Konzept der ›imagined community‹ verdeutlicht abermals die Präsenz eines entsprechenden Forschungstopos der *postcolonial studies* in den Argumentationen von Myers und Choné.<sup>395</sup> Die Frage, wie eine ›mögliche Welt‹ mit einem »adequate colonizer«<sup>396</sup> aussehen könnte, ist in Dahlmanns Text in Form aufgerufener Topoi und Narrative sicherlich ›implizit‹ präsent, aber eben nur implizit und widersprüchlich – nämlich in Überlagerung verschiedener »conflicting nuances«, die Myers zwar sieht, aber argumentativ einebnet.<sup>397</sup> Dass sich in den *Indischen Fahrten* kolonialistische, nationalistische und eurozentrische Diskurse überlagern und sowohl Machtkonstellationen innerhalb des Wilhelminischen Reiches als auch innerhalb Europas verhandelt werden, steht

393 Vgl. z.B.: »Such declarations of Christian superiority also echo in Dahlmann's earlier observations of Buddhist art and religious monuments made during his sojourn through India and other parts of Asia (1902-5), which he formulated in *Indian Travels* (1908).« (Myers [2013], S. 121.) Auch Choné betont die christliche Superiorität: »L'érudit jésuite Joseph Dahlmann cherche quant à lui démontrer la supériorité du christianisme sur les religions indiennes, en particulier sur le bouddhisme, qui gagne du terrain en Europe au tournant du XX<sup>e</sup> siècle. [...] Son intérêt pour les principaux monuments de l'histoire culturelle et religieuse indienne, surtout antique, relève avant tout de l'histoire des religions, et son étude comparée du bouddhisme et du christianisme vise à prouver la supériorité de la religion chrétienne.« (Choné [2015], S. 99.)

394 Myers (2008), S. 179.

395 Vgl. zum Konzept der ›imagined community‹ einschlägig und breit rezipiert Anderson (1991). In leichter Abwandlung des »imagined space« sowie einer »imagined cultural hegemony« kehrt es in Myers' Argumentation wieder (Myers [2008], S. 165, S. 168 und S. 183) und wird von Choné als »[I]a ›communauté mondiale imaginée‹ de Dahlmann« (Choné [2015], S. 315) aufgegriffen.

396 »Thus, in Dahlmann's assessment, India requires rejuvenation by a more adequate colonizer – purportedly achievable by a universal Catholic mission and articulated through a nationalistic mindset. [...] Because of the crises of Catholicism in Germany coincided with German colonial expansion and the emergence of a more explicitly articulated nationalism, I believe that Dahlmann has incorporated that model into his thinking and in turn attempts to create a Catholic quasi-colony in India – not a geographical space in the colonial sense, but rather an imagined space, in which a national, yet Catholic universal mandate might assert itself.« (Myers [2008], S. 182f.)

397 Es soll ebenfalls keineswegs bestritten werden, dass Dahlmanns religiöser Hintergrund sowie die zeitgenössischen Debatten in Deutschland seine(n) Wahrnehmungsrahmen geprägt haben bzw. selbst einen solchen darstellen. Allerdings ist Vorsicht geboten, die Kontextualisierung spekulativ um vermeintliche Argumente bzw. ›implizite‹ Prämissen zu ergänzen, die Dahlmann eben gerade nicht liefert.

außer Frage.<sup>398</sup> Jedoch zeichnet sich Dahlmanns Text eben gerade dadurch aus, dass er nicht in die klare Vision einer »civilizing« strategy – an attempt to reconstitute ancient Christian influences in a reinvigorated Indian nation by a different, more spiritually adept colonizer«<sup>399</sup> mündet, sondern die Problematik umkreist, und am Ende bemerkenswerter Weise nicht nach vorn in eine katholisch-kolonial zu gestaltende Zukunft, sondern in und durch die »Geschichte Roms« (zurück-)blickt.<sup>400</sup>

Abschließend sollen an dieser Stelle die erörterten Phänomene im Hinblick auf *Verfahren*, *Bedingungen* und *Konsequenzen* derartiger Kohärenzstiftungsversuche systematisierend zusammengefasst werden. Als *Verfahren* wurden das *Ausklammern*, das *Changieren* sowie das *Auffüllen* beschrieben.<sup>401</sup> Die *Bedingungen* dieser Verfahren sind das *Mitdenken* und *Mitführen der zeitgenössischen Topik* sowie *rezipienter Forschungstopoi* in der Analyse eines Einzeltexts. Dies führt in der *Konsequenz* zu einer *Überbetonung einzelner Aspekte* und Ebenen des Einzeltexts vor dem Hintergrund entweder einer jeweiligen *Topik* des zeitgenössischen Supertexts oder der topischen Zusammenhänge rezipienter Forschungsdebatten. Im Sinne der Plausibilität und Kohärenz des eigenen Forschungsbeitrags werden dabei die *aufschlussreichen Ambivalenzen und neuralgischen Punkte des Primärgegenstands getilgt*. Dabei wird mit einigem Aufwand gegen jene Inkonsistenzen anzugehen versucht, die sich aus der Brüchigkeit der Weltzugänge und den wechselnden Bezugsrahmen und -größen ergeben und die gerade darin aufschlussreich sein könnten.

In den untersuchten Beiträgen führt dies dazu, dass das Phänomen des *Britischen* Kolonialismus deutlich zu stark gewichtet wird, was sowohl durch die Präsenz entsprechender Topoi im zeitgenössischen Supertext bedingt ist (vgl. das KOLONIALISMUS-Cluster) als auch durch die »postkoloniale Brille« – eine Perspektivierung des Primärgegenstands über Forschungstopoi der *postcolonial studies*. Dabei ist leicht überseh-

398 Besonders ambivalent ist dabei das Verhältnis von Dahlmanns Text zu einer »emerging globalization of German nationalism« bzw. »German colonial expansion and the emergence of a more explicitly articulated nationalism« (Myers (2008), S. 182f.). Insbesondere in diesem Zusammenhang wäre ein Abgleich der beiden verschiedenen Auflagen von 1908 und 1927 relevant.

399 Myers (2008), S. 182.

400 So lässt sich keine kohärente »imagined community« ausmachen, die Dahlmann als Vision entwirft. Dass er den kolonialistisch-nationalistischen Diskurs nicht konsistent bedient, sondern Elemente beider Diskurse entkoppelt auftreten, hängt sicherlich damit zusammen, dass die imaginierte Kolonialexpansion Deutschlands unvereinbar mit der von ihm als richtig erachteten Zivilisierungsmision war. Dass er sich jedoch deswegen alternativ eine »imagined cultural hegemony« (Myers [2013], S. 168) vorstellte, lässt sich – zumindest in den *Indischen Fahrten* – nicht belegen und die Frage, wie diese »Kultur« begründet sei, bleibt offen. Sein missionarischer Eifer und der universalistische Glaube an die eine Wahrheit sowie sein diese durchaus relativierendes Interesse für religions- und kunstgeschichtliche Zusammenhänge: Alle diese Aspekte führen zu keinem konsistenten Ganzen und auch nicht zur Flucht in eine »imaginierte Gemeinschaft« – oder wenn, dann liegt diese in der Vergangenheit und dann lässt sich das Ende des zweiten Bandes als ein melancholischer Akt des Suchens und Beschwörens vergangenen Glanzes lesen.

401 Jenseits des Phänomens der Topik im engeren Sinne liegen die einleitend dargelegten Kohärenzstiftungen durch Bezugnahme auf die Biographie Dahlmanns sowie seine Verortung im zeitgenössischen »Kulturkampf«, wobei auch »biograph(ist)isches Argumentieren« (unter Bezugnahme auf weitere Publikationen eines Autors als die jeweils konkret untersuchte) als topische Struktur der Literaturwissenschaft auffassbar ist.

bar, dass Dahlmanns umfangreicher Text sich gar nicht vordergründig mit dem Phänomen der *Britischen* Kolonialherrschaft in Indien auseinandersetzt, sondern vor allem die »Hindu als Kolonisatoren«<sup>402</sup> in den Blick nimmt. Dahlmann deutet die Ausbreitung »indischer« Einflüsse als die eines »Kolonialreiches«, worin ein deutlich weiter gefasstes und zugleich sehr spezifisches Verständnis von »Kolonialismus« zugrunde liegt. Gerade in dieser diachron wie inter- und transkulturell vielschichtigen Auffassung des Kolonialismus ist der Text aufschlussreich.

Es wurde exemplarisch anhand der Diskussion der Beiträge von Myers und Choné verdeutlicht, wie sehr die aktuelle Forschung selbst topisch strukturiert ist und sich als solche reflektieren muss. Zu verhindern ist, dass objektsprachliche Topoi – sowie mit diesen einhergehende Ambivalenzen – in der Metasprache eher reproduziert als analysiert werden. Denkt man die These der im Hinblick auf »Indien« starken Wirkmächtigkeit mancher Topoi weiter, so sind die verschiedenen Effekte der Vermischung von Objekt- und Metasprache nicht grundsätzlich zu verhindern, jedoch zu reflektieren und einzudämmen.<sup>403</sup> Das dynamische Aufgreifen entsprechender Forschungstopoi ist dabei nicht zwangsläufig problematisch, allerdings in der potentiellen Entfernung zum Gegenstand zu betrachten und dahingehend zu hinterfragen, was entsprechend gründliche Analysen voraussetzt. Zwei besonders wirkmächtige Topoi innerhalb der Forschungen zum »indisch-deutschen Kulturtransfer« sind der »Ungleichzeitigkeits«-Topos<sup>404</sup> und der *Arier*-Topos<sup>405</sup>.

Die Reflexionspotentiale des »Forschungstopos« als heuristischer Kategorie sind genauer auszuloten. Gerade in philologischen und kulturwissenschaftlichen Kontexten erscheint es von Bedeutung, den wissenschaftlichen Sprachgebrauch zu reflektieren. Die Forschungskontexte sind dabei – im Sinne der »Vorwissenschaftlichkeit« aller Topik – keineswegs als losgelöst von anderen gesellschaftlichen Praktiken oder Diskurszusammenhängen zu betrachten. Forschungstopoi funktionieren nicht grundsätzlich anders als andere Topoi. Dies wird nicht zuletzt an diversen Rändern und Schnittmengen – beispielsweise im Kontext der »Wissen(schaft)spopularisierung« – deutlich. Wie das Fallbeispiel der Forschungsliteratur zu Dahlmanns Indienreisebericht verdeutlicht hat, handelt es sich in erster Linie um eine analytisch-deskriptive Kategorie, die gleichwohl kritisches Potential entfalten kann.<sup>406</sup>

402 Dahlmann (1908), Bd. 2, S. 51.

403 Vgl. zu den Interdependenzen zwischen Benennungs-, Modellierungs- und Erkenntnisprozessen in der (Re-)Konstruktion von Topoi Hinzmann (i. V. a).

404 Ein demgegenüber harmloses Beispiel ist die starke Kontinuität von Vergleichen, beispielsweise jener zwischen »Rhein und Ganges«. Dieser im Titel des Sammelbandes von 2008 *Mapping Channels Between Rhein and Ganges* [...] (Esleben/Kraenzle/Kulkarni [2008]) aufgegriffene Topos findet sich bereits im zeitgenössischen Supertext und auch bei Dahlmann: »Am Rhein wie am Ganges ist es dieselbe allgemeine Idee, die im Bau verkörpert werden sollte.« (II, 274)

405 Vgl. II, 26.

406 Das Konzept hat keine ideologiekritischen Implikationen im Sinne der Bewertung oder Etikettierung sprachlicher Praktiken, kann aber sicherlich für diverse Formen kritischer Auseinandersetzungen fruchtbar gemacht werden. Forschungstopoi haben unterschiedliche Funktionen – nicht zuletzt reduzieren sie Komplexität und ermöglichen darin, diese überhaupt zu erfassen. Allerdings ist eine Reflexion des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs insbesondere angesichts der besonderen heuristischen Herausforderungen, die darin liegen, sprachlich-literarische Muster zu

## V.2.6. Zwischenfazit

Es gibt im Supertext dieser Studie kein der ›Fülle‹ vergleichbares Phänomen: Es handelt sich folglich nicht um einen, sondern um *den* Super-Topos.<sup>407</sup> In der Systematisierung der ›Widerstände‹ im (Re-)Konstruktionsprozess hat es sich für den Super-Topos dieser Studie als eine sinnvolle Differenzierungsmöglichkeit erwiesen, zwischen ›paradigmatischer Substitution‹ mehrerer Topoi durch den Super-Topos einerseits und ›syntagmatischer Kombinationsfähigkeit‹ mit mehreren Topoi andererseits zu unterscheiden. Beide erklären die übermäßigen Rekurrenzen des (super-)topischen Phänomens und ordnen sie zugleich auf der Basis der (re-)konstruierten *Topiken* ein. Diese Dopplung aus Kombinations- und Substitutionsfähigkeit der ›Fülle‹ bildet einen ersten Ansatz, die Rekurrenzen des Super-Topos und damit seinen herausragenden Status zu begründen.

Ein zweiter Ansatz ist auf die Ambivalenz der ›Fülle‹ bezogen. Diese Ambivalenz wurde zum einen in ihrer langen historischen Tradition aufgefächert, wobei drei Schlaglichter gesetzt wurden: Die in der Antike virulente Opposition von ›Asianismus‹ und ›Attizismus‹ wird um 1900 revitalisiert. Zudem erklärt sich ein Teil der Rekurrenzen durch die Ambivalenzen in poetologischen und ästhetiktheoretischen Schriften des 18. Jahrhunderts, welche um 1900 nachhallen. Die Ambivalenz der ›Fülle‹ ergibt sich zum anderen auf der Ebene des Einzeltexts: Argumentative Inkonsistenzen und Spannungsfelder entstehen dadurch, dass Aktualisierungen konträrer Topoi oder auch verschiedener ›Seiten‹ bzw. ›Richtungen‹ eines Topos auf syntagmatischer Ebene distribuiert sind und unvereinbar nebeneinanderstehen. Diese Spannungen im Einzeltext haben – wie anhand von Dahlmanns Text verdeutlicht wurde – Rückkopplungen im Supertext und verweisen demnach auf ›sozialhistorische Antagonismen‹, welche sich – in umgekehrter Perspektive – im Einzeltext topisch herauskristallisieren. Diese Inkohärenzen und argumentativen Widersprüche im Einzeltext sind demnach nicht einzuebnen, sondern als wichtige Indizien für relevante Phänomene herauszuarbeiten.

Ein dritter Ansatz geht von Verstärkungseffekten aus, insofern die ›Fülle‹ innerhalb der Konstellation von Rhetorik und Topik mehrfache Funktionen erfüllt. Sie ist Quasi-Topos und topisches Prinzip, sie integriert, *argumentatio*, *argumentum* und *sedes argumentorum*, ›Raster‹, ›Speicher‹ und ›Methode‹: Sie kombiniert und wird kombiniert. Ihre Opponenten sind divers, je nachdem, welche Funktion man in den Fokus rückt: Mit Blick auf ihre Nähe zur Amplifikation ist die Reduktion der komplementäre Funktionsaspekt; in anderer Perspektive steht sie der ›Leere‹ des *sedes argumentorum* gegenüber

---

analysieren und interpretieren, geboten. Forschungstopoi könnten sich in diesen Zusammenhängen als vielversprechende Reflexionskategorie erweisen.

407 In anderen Supertexten könnten durchaus mehrere Rekurrenzphänomene mit einem vergleichbaren Status zu beobachten sein. Ausgehend von der ›Fülle‹ im Supertext dieser Studie würde diese gelten, dass sich über sie enorme Rekurrenzen beschreiben und interpretieren lassen, insofern diese in einer oder mehreren *Topiken* funktional sind, allerdings nicht auf der Ebene von Topoi. Stattdessen weisen Super-Topoi offensichtlich ein hohes Maß an Abstraktion auf, das sie flexibel in verschiedenen Zusammenhängen funktionalisierbar macht, was wiederum mit einem zugleich notwendigen Mindestmaß an Konkretisierungspotential einhergeht. Ohne dieses wäre es nicht möglich, sie ›in alle Richtungen‹ (vgl. IV.3. und V.2.4.) zu aktualisieren.

und in noch anderer Blickrichtung ist sie das argumentative Zentrum eines konkreten Supertexts. Sie lässt sich, wie dargelegt, ausgehend von Rekurrenzen auf der Textoberfläche funktional in ihrer Poly-/Ambivalenz, in ihrer Kombinationskraft ausdifferenzieren. Über die entsprechenden argumentativen Muster im Supertext sind sowohl jene Tiefenstrukturen zu (re-)konstruieren, welche die interkonstellare Kohärenz des Supertexts *bilden*. Zugleich weist dieses ›Netz‹ transkonstellär über die Konstellationen des Supertexts hinaus und hat Rückkopplungen in zeitgenössischen Diskursen.

Der vierte Ansatz basiert auf genau diesen transkonstellären Wechselwirkungen, welche sowohl diachron als auch synchron verschiedene Dimensionen betreffen. In der *historischen Tiefe* lassen sich die ›Fülle‹-Rekurrenzen des Supertexts an die in der antiken Rhetorik-Tradition verankerte, allerdings um 1900 eine erneute Konjunktur erlangende Opposition von ›Asianismus‹ und ›Attizismus‹ zurückbinden: Die Bewertungen der ›Fülle‹ sind damit an eine vielfach aufgeladene und mit weiteren topisch verdichteten Oppositionspaaren verschränkte Kopplung an das ›Nicht-Klassi(zisti)sche‹, ›Manieristische‹, ›Barocke‹, ›Romantische‹ usw. gebunden.

Im synchronen Querschnitt wurden kognitive, imaginative und epistemologische Dimensionen zunächst unterschieden, um deren Verschränkungen sichtbar zu machen. Die ambivalenten ›Fülle‹-Rekurrenzen lassen sich vor diesem Hintergrund zum einen als Marker für Bewältigungsstrategien von (bedrohlicher) ›Diversität‹ deuten. Die topische Verknüpfung der imaginativen und der epistemologischen Dimension zeigt sich insbesondere in den Kollokationen des *Typen-Topos* mit dem *Super-Topos*. Zum anderen fungiert die in der *Indien-Topik* lokalisierte ›Fülle‹ als (faszinierender) *Ausweg*. Die ›Fülle‹ bewegt sich speziell im Supertext und transdiskursiv im zeitgenössischen Kontext dieses Supertexts an den Grenzen der *Ratio* und ist dynamischer Fixpunkt für diverse Suchbewegungen (des *Mannigfaltigen*). Genau aufgrund dieser Poly-/Ambivalenz ist sie vielfältig kombinierbar und in diversen Argumentationszusammenhängen funktional. Gleichzeitig ist sie nicht zu abstrakt, sondern offensichtlich (zeitgenössisch) topisch bedeutsam verankert (*endoxa*). Ansonsten wären die in Dahlmanns Text deutlich werdenden, argumentativen Verknüpfungen von ästhetischer, religiöser und moralischer ›Fülle‹ nicht nachvollziehbar.

Sie ist ein hinreichend flexibles Scharnier, das sich an unterschiedliche Diskussionszusammenhänge anpasst und im Supertext dieser Studie einen herausragenden Status erlangt. Darin verdeutlicht sie zum einen, dass es teilweise notwendig ist, das flache ›Netz‹ der *Topoi* heuristisch zu erweitern. Zum anderen wird aber umso klarer, dass nur auf der Basis eines zunächst enthierarchisierten ›Netztes‹ die entsprechenden Rekurrenzen auf der Skala ›topischer Elemente‹ (Aktualisierungsmuster, *Topos*, Kollokation) qualitativ und quantitativ so gewichtet werden können, dass einzelne Rekurrenzphänomene fundiert herausgehoben werden können. In einer Verkürzung des (Re-)Konstruktionsprozesses droht hingegen eine sich von den historisch situierten Gegenständen entfernende (Re-)Produktion von Forschungstopoi.